In demselben Verlage erschien:

Adalbert von Arnim

Die Verführerin.

Drama in 4 Aufzügen.

Adalbert von Arnim

Der neue Irrenarzt.

Lustspiel in einem Aufzug.

Demnächst erscheint:

Adalbert von Arnim

Katharina II.

Großes historisches Drama in 4 Aufzügen.

Erich Petersohn, Breslau, Altbüsserstr. 42.

53137

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/novellen01arni

Adalbert von Arnim.

Novellen.

Novellen.

Von

Adalbert von Arnim.

Breslau.
Druck und Verlag von Erich Peterson.
1897.

BBR
Jantz
#1195

Inhalt.

Seite

Das Grab unter der Linde 1
Familie Berken 13
Eifersuchts-Tropfen 101
Maria von Mantua 113

Das Grab unter der Linde.

Eine wahre Feldzugs-Geschichte.

Die Entscheidungsschlacht von Königgrätz am 3. Juli war geschlagen und mit unendlichem Jubel erfüllte der große Sieg jedes Preußenherz! Ich war damals Premier-Lieutenant in der 3. Compagnie Regiments 23 und hatte mich mit unserem schönen Reserve-Lieutenant, dem Assessor von Waldow in ein kleines Bauernstübchen des Dorfes Chlum einlogirt. Wir schliefen Beide nach des Tages Last und Hitze so fest, daß wir am nächsten Morgen erst gegen 9 Uhr erwachten. Kaum blieb uns noch Zeit, etwas zu frühstücken, denn mein Bursche überreichte mir den vor einer Stunde bereits eingetroffenen schriftlichen Befehl, mit 2 Zügen der Compagnie in einem Theil des Schlachtfeldes zwischen Chlum, Nedelist und Sendraschütz die Todten zu beerdigen. — Bei Chlum war es heiß hergegangen und unwillkürlich malte sich meine Phantasie die grausigen Bilder aus, die wir dabei sehen würden. — Zum Glück dauerte diese melancholische Anwandlung nicht lange. Im Kriege wird das Herz allmählich zu einem harten, undurchdringlichen Muskel, auf den selbst der Befehl, verstümmelte

Leichen zusammenzutragen, keinen nachhaltigen Eindruck mehr hervorzurufen vermag. Eine Viertelstunde später trat unser Compagnie-Feldwebel in das Zimmer und meldete den 1. und 2. Zug mit den nöthigen Geräthschaften zur Stelle. — Gleich darauf rückten wir ab.

In der Nähe von Chlum stand einsam eine hohe, prächtige Linde. Diese schien mir besonders geeignet für ein Soldatengrab. Ich ließ unter ihren mächtigen Zweigen, durch einen Theil unserer Leute ein riesiges Massengrab ausschachten, während die Andern unterstützt von einigen Lazareth-Gehülfen und einem Unterarzt das Schlachtfeld absuchten und die Leichen herantrugen. — Was sah man da für Bilder; es war gut, daß der Herzmuskel fest war. Ebenso konnten auch wir sehr bald kalt und starr auf dem Rasen liegen, ohne daß auch nur eine einzige Thräne bei unserem Hinscheiden vergossen wurde.

Immer mehr Todte wurden herangeschleppt. Ich saß auf der frisch aufgeworfenen Erde des Grabes und notirte mit meinem Feldwebel die Nummern der Regimenter und der Compagnie jedes Einzelnen. — „Sieh' einmal hier, lieber H.", rief plötzlich von Waldow und wies auf eine Leiche, „ein österreichischer Offizier mit dem Theresienkreuz auf der Brust!" — Ich erhob mich und ging zu dem gefallenen österreichischen Kameraden heran. Es war

ein Oberlieutenant vom 30. Feldjäger-Bataillon, eine stattliche Figur mit feinem, edlen Kopf. Ein Lieutenant mit dem Theresien-Orden, das war eine auffallende Erscheinung, er mußte sich in ganz besonderer Weise ausgezeichnet haben. Die Kugel war ihm durch den Hals gegangen. Man sah nur eine verhältnißmäßig kleine Wunde, aus der das Blut nach der Seite herausgeflossen war. Seine Hände waren krampfhaft gefaltet, im Gebet war er dahingeschieden. Wir lösten die starren Finger von einander und knöpften seine Uniform auf, um vielleicht irgend welche Papiere zu finden, die uns seinen Namen verkünden könnten. „Sieh' da, eine Brieftasche", rief Waldow, und kaum hatte er dieselbe geöffnet, als sein Gesicht sich ganz wunderſam verklärte. „Sieh' nur, welch' ein Engelsgesicht", sagte er und sichtlich bewegt überreichte er mir die Tasche, auf deren innerer Umschlagsseite eine Photographie befestigt war. — In der That, das war ein auffallend schönes Gesicht, wahrscheinlich die Braut des Gefallenen. Wir nahmen einige Briefe heraus und lasen die Aufschrift: „Herrn Oberlieutenant Martiniz im 30. Feldjäger-Bataillon, Ritter des St. Theresien-Ordens u. s. w.", auf der Rückseite aber stand der Name der Absenderin: „Edda v. Felsen, Graz, Promenade 14." v. Waldow erbot sich, der schönen Feindin den Tod des Gefallenen so schonend als möglich mitzutheilen

und ihr zugleich die Brieftasche zu übermitteln. Er ließ auf der anderen Seite der Linde ein separates Grab herrichten, um den österreichischen Kameraden mit den ihm gebührenden Ehren zur letzten Ruhe zu bestatten. Dann schnitt er eigenhändig in die Linde ein großes M. ein als dauerndes Erkennungszeichen. Es fiel mir auf, mit welcher Sorgfalt v. Waldow bei alledem zu Werke ging, so daß ich ihn schließlich daran erinnern mußte, der uns obliegenden Bestattung der anderen Todten doch auch einiges Interesse zuzuwenden. Wir hatten nun alle Leichen beisammen, 126 an der Zahl, und legten sie reihenweise in das riesige Grab hinein. Einige Soldaten zimmerten ein großes Kreuz, welches wir für vorläufig auf dem Hügel aufrichteten.

Als ich am Abend desselben Tages in unser Quartier zurückkehrte, saß Freund Waldow am Tische und schrieb einen Brief an Fräulein Edda v. Felsen in Graz. Vor ihm aber stand das Bild der schönen Fremden, in das er sich augenscheinlich verliebt zu haben schien. „Bedenke", sagte ich zu ihm, „daß die Österreicher uns Preußen alle für rohe, gefühllose Barbaren halten! — Die Dame wird Dir wenig Dank wissen, für all' Deine Mühe!" — Es kam aber anders. Fräulein Edda v. Felsen antwortete unserem Waldow umgehend in dankbarer, wenn auch schmerzvoller Sprache und bat ihn, ihr den Platz des Grabes genau zu bezeichnen. —

Nun hören Sie aber, was unser Waldow jetzt that. Was weiß ich, wo er einen Photographen hergezaubert hatte, kurz, er ließ das Grab prächtig schmücken und — photographiren! Das Bild mit der großen Linde im Hintergrunde machte sich wahrhaft schön! —

Fräulein v. Felsen war sehr gerührt durch diese Aufmerksamkeit. Sie bedankte sich in herzlichster Weise und erwähnte, daß sie die Absicht habe, in Begleitung ihres Onkels und Vormundes das Grab zu besuchen. Leider konnte mein Freund dieses für ihn so interessante Ereigniß nicht abwarten, denn „der Soldat allein hat kein bleibend Quartier". Wir mußten fort noch an demselben Tage, an welchem v. Waldow diesen Brief erhielt. — Nach Königgrätz hatten wir keine nennenswerthen Gefechte mehr, nur hie und da ein kleines Scharmützel, doch auch dabei kann man blessirt werden. — v. Waldow wurde bei einer Vorposten-Neckerei an der linken Schulter schwer verwundet und — kam in das Feldlazareth nach Chlum.

Ich habe ihn seitdem während des Feldzuges nicht wiedergesehen, doch was er mir brieflich mittheilte, war so wunderbar, daß man eine besondere Fügung des Himmels darin erblicken konnte. „Eines Tages", so lautete sein ausführlicher Bericht, — „eine Johanniter-Schwester verband gerade meine Wunde, — sah ich einen stattlichen älteren Herren

in Begleitung einer schwarzgekleideten Dame in unseren Krankensaal eintreten. Unwillkürlich gerieth mein Blut in starke Wallung. „Aber Herr Lieutenant", mahnte meine Pflegerin, „halten Sie doch nur still, so kann ich Sie doch nicht verbinden." Ich mochte wohl in diesem Augenblick wirklich sehr unruhig gewesen sein, denn ich hätte darauf schwören können, daß die schöne, schlanke Dame neben dem alten Herrn Niemand anderes war, als Fräulein v. Felsen aus Graz. Sie kamen näher und deutlich erkannte ich jetzt die engelgleichen Züge, welche dem Bilde in der Brieftasche auf das Haar ähnelten. — „Ach, bitte Schwester Nora, seien Sie so freundlich, diese Dame zu fragen, ob Sie vielleicht Fräulein Edda v. Felsen aus Graz sei und nennen Sie ihr meinen Namen. „Sehr gern", war die Antwort, und schon sah ich, daß die Fremde zustimmend ihr Haupt neigte. Sie wechselte noch einige Worte mit der Schwester Nora und dem alten Herrn, worauf Fräulein v. Felsen und ihr Onkel an mein Krankenlager herantraten. — Sichtlich ergriffen gaben Beide ihren Gedanken Ausdruck über die wunderbaren Wege des menschlichen Schicksals. Sie erzählten mir, daß sie nach meiner Beschreibung und dem Bilde, gleich die Grabesstätte unter der Linde aufgesucht und gefunden hätten und thränenden Auges dankte mir Fräulein v. Felsen nochmals für die

Sorgfalt, die ich dem Grabe ihres Bräutigams zugewandt hatte. Bald darauf machte der Herr Oberstabsarzt die Runde durch den Saal und knüpfte, scheinbar angezogen durch die eigenartige Schönheit des Fräulein v. Felsen eine Unterhaltung mit uns an. „Es würde ja Alles geben", sagte der alte Arzt, als wir von der Überfüllung des Feldlazarethes sprachen, „wenn nur mehr Damen da wären, um mit zarter Hand immer rechtzeitig die Verbände zu erneuern. Die 5 Schwestern, welche wir hier haben, sind zu sehr überbürdet und ich fürchte, sie werden schließlich noch selbst krank werden." — Fräulein v. Felsen horchte auf. Für ihr wundes, trauerndes Herz konnte es ja keinen besseren Trost geben, als helfend einzugreifen in die Noth und die Leiden Anderer. Sie wechselte leise einige Worte mit ihrem Onkel und sagte dann kurz entschlossen: „Wenn ich Ihnen meine schwache Kraft zur Verfügung stellen darf, Herr Oberstabsarzt, so will ich dies gern thun!" Der Oberstabsarzt zeigte sich über dieses Anerbieten sehr beglückt, und während er die Schwester Nora anwies, der neuen Pflegerin die nöthigen Instruktionen zu ertheilen, besprachen wir drei einige Fragen, welche sich naturgemäß an diesen Entschluß des Fräulein v. Felsen knüpften. Als ob sich das von selbst verstand, wies der Herr Oberstabsarzt der neuen Pflegerin das Revier im Krankensaale zu, in welchem

ich mich befand, und ich weiß nicht, ging ein besonders heilkräftiger Zauber von den zarten Händen meiner neuen Pflegerin aus oder war es das Glück, das mich in ihrer Gegenwart durchströmte, kurz in kaum 4 Wochen war ich so weit hergestellt, daß mir der Oberstabsarzt gestattete, mein Krankenlager zu verlassen. — Mein erster Gang war der nach der Grabesstätte unter der Linde, wo ich auf dem Grabe des österreichischen Kameraden ein prachtvolles Marmorkreuz aufgerichtet fand, von dem Fräulein v. Felsen mir schon erzählt hatte." —

Soweit v. Waldow's Brief.

Einiges war für mich, der seine herrliche Figur, seine berückend schönen Augen und seine herzgewinnende Art mit Menschen zu verkehren kannte, auch zwischen den Zeilen zu lesen, indeß es vergingen Jahre, ehe die Hoffnungen, welche ich für meinen Freund und Kriegskameraden hegte, in Erfüllung gingen. Er schrieb wohl einmal von einem längeren Besuch in Graz, zu dem ihn der alte liebenswürdige Onkel aufgefordert hatte, indessen die schöne, bezaubernde Edda v. Felsen trauerte noch immer um den Verlust ihres Bräutigams. Alle, welche ihr nahe standen, vermißten an ihr das heitere sonnige Wesen, das fröhliche Lachen von ehedem.

Jedoch die treue, liebende Hingebung v. Waldow's trug endlich den Sieg davon. Als der holde Lenz

wieder Einzug hielt in die Natur und in die Menschenherzen, da wich auch allmählich die Betrübniß Edda's zum Troste ihres alten Onkels, zur Freude Aller, die sie kannten.

Drei Jahre waren seit der Schlacht von Königgrätz vergangen, da erhielt ich eines Tages ein Telegramm mit dem Inhalt: „Lieber Freund, es grüßen Dich als Verlobte Edda v. Felsen und Dein überglücklicher v. Waldow!"

Familie Berken.

Dem lebhaftesten Theile New-Yorks gegenüber, auf der Westspitze von Long Island liegt Brooklyn, durch eine großartige Hängebrücke mit New-York verbunden und gleichsam eine Vorstadt der Handelsmetropole. Zahlreiche Landhäuser reihen sich der Vorstadt an und ziehen sich wie ein Band durch die grünenden Auen, die reichen Felder und duftigen Wiesen, welche die Ufer der Bai besäumen. Dieselben sind meistens von reichen Kaufleuten der Weltstadt bewohnt, welche ihre Geschäftslocale in New-York, der größten Handelsstadt der Erde haben und sich gern Erholung und Ruhe im Freien suchen, entfernt von dem Getümmel und Treiben der Welt.

Eine der schönsten dieser Villen war die des Banquiers und mehrfachen Millionärs Edward Berken, welche vor einem dunklen Walde gelegen in großartigem, und doch äußerst anmuthigen Styl erbaut war. Umgeben von einem baumreichen Garten, mit vielen Wegen durchzogen und mit Blumen geschmückt, bot die Villa mit ihrer Um-

gebung einen reizenden Anblick dar, und Jeder, der dieses schöne Stück Erde erblickte, mußte ausrufen: „Welch' ein Paradies!"

Der Tag hatte heiß begonnen. Als sich am Nachmittag von der Seeseite her ein kühler Wind erhob, ward Jeder erfrischt und lebte auf nach der drückenden Schwüle des Mittags. Mistreß Berken, die schöne Gemahlin des reichen Kaufmanns lag, mit einer leichten, weißen Mousselinrobe bekleidet, in einer Hängematte unter einem schattigen Laubdach, welches man nicht gerade als eine Laube bezeichnen konnte, weil es ohne jegliche Kunstanwendung entstanden war. Kastanien und blühende Tulpenbäume bildeten das Dach und schützten sowohl gegen die brennende Sonne, wie gegen Wind und Wetter. Zierliche Gartenmöbel deuteten an, daß dieser Platz öfter besucht wurde. Mrs. Berken liebte ihn besonders wegen seiner Aussicht auf das Meer. Sie las in einem Briefe. Befriedigung lag auf ihrem stolzen, schönen Antlitz und als sie ihre Tochter den Laubgang entlang kommen sah, rief sie dieser entgegen: „Mary, es ist ein Brief aus Deutschland eingetroffen! Miß Siebold scheint sehr große Lust zu haben, zu uns zu kommen. Ich muß gestehen, daß sowohl ihr Brief, wie ihre Photographie mir gefallen, sie scheint ein wohlerzogenes, bescheidenes Mädchen zu sein. Du kannst selbst lesen."

Mit diesen Worten gab sie Mary den Brief und diese sagte, als sie ihn wieder zusammen legte:

„Der Brief hat etwas Rührendes, Mama. Es mag dem armen Mädchen doch recht schwer werden, so weit von der Heimat fortzugehen. Wie leid thut sie mir!"

„Unsinn", erwiderte Mrs. Berken, „wenn dem so wäre, könnte sie ja eine Condition in ihrer Heimath suchen. Sie ist aber reiselustig, will die Welt kennen lernen, und bei 200 Dollar Gehalt erscheint ihr die Gouvernantenstelle in unserem Hause ganz annehmbar. Dort geht Brown", fuhr sie fort, „rufe ihn und laß Dir Schreibzeug bringen. Du sollst dem Mädchen gleich antworten, denn die Kinder sind lange genug ohne Unterricht gewesen."

Mary rief den Neger Brown, welcher im Dienste des Hauses stand, und als dieser das Schreibmaterial gebracht hatte, sagte Mrs. Berken: „Du kannst nun schreiben, daß ich sie engagiren will, und daß sie mit dem ersten Dampfer, welcher von Hamburg abgeht, kommen soll."

Mary schrieb und Mrs. Berken blätterte in einem Buche, welches sie von dem Gartentisch genommen hatte. Sie blickte dann und wann auf ihre Tochter und schien ungeduldig zu werden. Endlich sprach sie in lautem Ton:

„Kind, was schreibst Du denn eigentlich, laß ein Mal sehen, oder lies es mir vor."

Mary legte die Feder bei Seite und las: „Liebes Fräulein, es freut mich, Ihnen im Auftrage meiner Mutter mittheilen zu können, daß diese Ihr Anerbieten gern annimmt und Ihnen den Unterricht meiner beiden jüngeren Geschwister anvertrauen will. Wir bitten Sie daher, sich als zu uns gehörig zu betrachten, und sobald ein Schiff abgeht, dasselbe zu benutzen. Ich habe keine Schwester meines Alters und freue mich sehr darauf, mit Ihnen zu malen, Klavier zu —"

„Um Gotteswillen Mary, höre auf", unterbrach Mrs. Berken sie heftig, „in meinem ganzen Leben habe ich keinen so dummen Brief gehört! Du bist doch noch recht unerfahren und hast gar kein savoir vivre. So schreibt man nicht; wenn Du es nicht verstehst, werde ich Dir den Brief dictieren."

Mary erwiderte nichts, nahm einen anderen Bogen und sah fragend in das Gesicht ihrer Mutter.

„Also schreibe über die ganze Breite des Bogens: An Fräulein Elisabeth Siebold.

Mrs. Berken ertheilt mir den Auftrag, Ihnen zu schreiben, daß sie geneigt ist, Sie als Gouvernante ihrer Töchter zu engagiren und wünscht, daß Sie Ihre Stellung bald antreten. Mrs. Berken bittet ihr mitzutheilen, wann Sie von Hamburg abreisen. Dann setze Deinen Namen darunter."

„So ist der Brief gut", entschied Mrs. Berken, „mache ihn zu. Die Adresse findest Du in

meinem Schreibtisch, laß den Brief heute noch abgehen."

„Ich werde ihn gleich besorgen", sagte Mary, welche wohl wußte, daß ihre Mama keinen weiteren Widerspruch duldete. Sie setzte ihren breiträndrigen Strohhut, welcher sie reizend kleidete, wieder auf und ging durch Boskets dem Hause zu.

„Drücke auch mein Wappen auf den Brief", rief Mrs. Berken ihr im Fortgehen nach.

Marys Selbstgespräch verrieth, was ihre Lippen in der Nähe der Mutter verschwiegen hatten, denn sie sagte traurig:

„Ich muß gehorchen, Mama verlangt es ja; wie muß aber der armen Miß Siebold zu Muthe sein, wenn sie den garstigen Brief bekommt! Wie unangenehm ist es für mich, daß mein Name darunter steht!"

Sie war vor der breiten, steinernen Treppe des Hauses angelangt, auf deren Seitentheilen zwei große, aus Stein gehauene Löwen lagen. Mary setzte sich nachdenklich auf eine Bank und lehnte sich an den Kopf des Löwen, als ob er ein alter, guter Freund sei, der ihr Rath ertheilen könnte. Ob er es wirklich that? Die Züge des jungen Mädchens nahmen plötzlich den gewohnten heiteren Ausdruck wieder an, und sie schritt in das Innere des Hauses. Hier betrat sie ein luxuriös ausgestattetes Zimmer, dessen Wände Gobelins

bedeckten und dessen Ecken mit prachtvollen Gruppen von Blattpflanzen ausgefüllt waren. Große Spiegel und elegante Möbel aus dunklem Holz zierten die Wände. Mary trat an einen Damenschreibtisch und entnahm daraus die Adresse Fräulein Elisabeth Siebolds. Dann setzte sie sich, nahm ein Blättchen rosenfarbenes Papier und schrieb: „Liebes Fräulein, ich kann beifolgenden Brief nicht abgehen lassen ohne einen freundlichen Gruß von mir beizufügen. Mary Berken." „So", sagte sie erleichtert, „nun ist der Brief doch ein wenig gemildert, Mama hat jetzt ihren Willen, und ich den meinen."

„Drücke auch mein Wappen auf den Brief", hatte Mrs. Berken ihrer Tochter nachgerufen. Mary that dies, obgleich sie dabei ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Wohl selten mag es vorkommen, daß Mutter und Tochter sich weniger ähnlich sehen, als Mrs. Berken und Miß Mary es thaten. Mrs. Berken hatte mittlere Größe und war etwas korpulent. Ein auffallend weißer Teint und frische Gesichtsfarben ließen sie noch sehr jugendlich erscheinen. Ihre Züge waren nicht scharf markirt, denn sie hatte ein feines Näschen und einen kleinen Mund, welcher jedoch Entschlossenheit genug auszudrücken vermochte. Schöne blaue Augen und blondes Haar bekundeten ihre englische Abkunft. Mary war größer als ihre Mutter, man konnte sie mit

den Worten des Liedes beſingen „Braunäugig und braunlockig, wie eine Tanne ſchlank“. Klugheit und Herzensgüte waren in ihren regelmäßigen Zügen zu leſen, und man konnte ſie mit Recht ein ſehr ſchönes Mädchen nennen. Mary hatte noch einen älteren Bruder, Felix, welcher in Hamburg bei dem Banquier Robertſon thätig war und zwei kleinere Schweſtern. Ihr Vater Eduard Berken war ein Deutſcher von Geburt, welcher, um ſeine kaufmänniſchen Kenntniſſe zu erweitern, mehrere Jahre in London gelebt hatte. Hier hatte er die junge, ſchöne Miß Arabella Milner kennen gelernt und ſich in ſie verliebt. Daß dieſelbe nur ein ſehr unbedeutendes Vermögen beſaß, war ihm gleichgiltig, da er der einzige Sohn eines ſteinreichen Mannes war. — Miß Arabella ſelbſt betrachtete es als ein Aequivalent zu ſeiner brillanten pecuniären Lage, daß ſie einem alten, vornehmen Geſchlecht entſtammte, daß ihr älteſter Onkel Lord war und im engliſchen Parlamente ſaß. Sie ließ ſich auch aus dieſem Grunde nach der Heirath ſtets „Mylady“ anreden, welches ihr als Frau Berken eigentlich nicht zukam, jedoch der Lord, das Parlamentsmitglied, ſtand hinter den Couliſſen. Mrs. Berken hatte demzufolge nach ihrer Anſicht eine Mesalliance gemacht, als ſie den ehrenwerthen Edward Berken heirathete und ließ ſich dieſer faux pas nie wieder gut machen. In ihrem Wappen

konnte man einen umgekehrten, brennenden Baumstamm erblicken. — Das war alles — aber die lange Historie, welche sich hieran knüpfte, erklärte seine wichtige Bedeutung. Ich will diese hier nicht wiedergeben. Die Familie der Lady mußte sie oft genug hören. Mr. Berken wunderte sich darüber, daß der Baumstamm bei seiner unglücklichen Lage nicht längst verkohlt sei, da doch die Flamme schon so lange an ihm empor leckte.

Obgleich Mrs. Berken schon 25 Jahre in Nord-Amerika an der Seite ihres Gatten lebte, hatte sie sich nicht darein gefunden, daß es in Amerika durchaus keine Standesunterschiede, keine Herren und keine Diener giebt. Der gewöhnliche Mann ist dort so viel wie der größte Held und Philosoph, sociale Vorrechte giebt es nicht. Damit ist nicht gesagt, daß der Held oder Philosoph mit einem gemeinen Menschen Freundschaft schließen muß. Jeder sucht sich seinen Kreis, seinen Umgang; aber im politischen Leben, vor Gericht, in Handel und Wandel tritt die Gleichheit ein. Kommt der Präsident der Vereinigten Staaten in ein Gastzimmer, so hat derselbe auf die Höflichkeit des Gastwirths nicht mehr Anspruch als der rohe Hinterwäldler, der „Goddamm“ bei jedem dritten Worte ausruft, und wollte der Gastwirth einen Unterschied machen, so würde der Hinterwäldler ihn durch seine unverwüstlichen Grobheiten bald auf die

rechte Fährte bringen. Eine Menge deutscher Handwerker, Knechte und Dienstboten, welche nach Amerika auswanderten, sind jetzt unabhängig und wohlhabend, und da sie ihre Unabhängigkeit ihrem eigenen Fleiß zu danken haben, so sind sie übermüthig und selbstbewußt. Es fehlt ihnen aber an Bildung und sie dulden es nicht, daß man ihnen den Unterschied fühlbar macht, der hierdurch zwischen uns und ihnen entsteht. Im Anfang empört uns dies. Wir sind daran gewöhnt, die Dienstboten als geringere Menschenseelen zu betrachten und müssen sie in Amerika wie unseres Gleichen behandeln. Haben wir uns aber daran gewöhnt, den Menschen als solchen zu schätzen, so wundern wir uns zuletzt, daß wir den früheren Vorurtheilen gehuldigt haben.

Anders war es mit Mrs. Berken. Obgleich ihr Gemahl sich vollständig an das amerikanische Leben gewöhnt hatte, war sie immer noch von den ihr seit der frühesten Jugend eingeprägten Begriffen von gesellschaftlicher Höhe, von Pflichten, welche man seinen Ahnen schuldig ist, so erfüllt, daß sie in diesen Anschauungen weiter lebte und auch gar nicht den Willen hatte sich anderen Ansichten zu fügen. Sie versäumte nie, einen Brief abzuschicken, ohne das Milner'sche Wappen mit dem brennenden Baumstamm darauf gedrückt zu haben. Deutsche Dienstboten hielt Mrs. Berken garnicht, sie waren,

wie sie meinte, „zu anmaßend“. Sie liebte es, von einer Besitzung in Missouri, welche Mr. Berken vor einigen Jahren erstanden hatte, Sklaven in ihr Haus zu nehmen. Missouri war damals noch kein Freistaat, und wenn auch die Eingeborenen, welche Mr. Berken von seiner Besitzung nach New-York brachte, durch diese Uebersiedelung dem Gesetze nach frei werden, so behielten doch die Leute ihr demüthiges, unterwürfiges Wesen bei. Außer dem Neger Brown waren noch zwei Sklavinnen aus Missouri im Hause, die übrigen Dienstboten waren Engländer.

Es war fünf Uhr Nachmittags, als Mr. Berken aus New-York kam. Ein elegantes, offenes Wägelchen mit zwei herrlichen Rappen bespannt, hielt vor dem Hause und die Kinder, welche sich schon auf die Ankunft des Vaters freuten, standen auf der Terasse.

„Guten Tag mein Herzenspapa, Du kommst ja so spät“, riefen sie ihm entgegen, und Mr. Berken umarmte die beiden kleinen Mädchen Rosa und Elsa herzlich. Auch Mary kam die Treppe hinab und küßte den Vater zärtlich. Wie ganz anders ward ihm hier zu Muthe, es war ihm, als ob er den Staub und die Lasten der Stadt jetzt abschüttle.

„Wie gehts der Mama?“ fragte Mr. Berken.

„Sie kleidet sich an und wird gleich in den Eßsaal kommen“, war die Antwort.

Mr. Berken ging ebenfalls in sein Ankleidezimmer. Einige Minuten später trat er mit seiner Gemahlin am Arm in den Eßsaal, welcher einen wahrhaft imposanten Anblick darbot. Der Saal war sehr groß, den oberen Theil der Wände bedeckten rothe, golddurchwirkte Sammettapeten, während sie bis zur Höhe der Fenster mit Eichenholz getäfelt waren. Zwischen den Fenstern und an den Wänden standen auf schönen Marmorsockeln antike Figuren: die Nektar spendende Hebe, Terpsichore, die Muse des Tanzes, Ganymed und andere. Drei mächtige Kronleuchter hingen an der mit Stuccatur verzierten Decke. Ein elegantes Buffet war so wie der gedeckte Tisch reich mit silbernen Gefäßen beladen. Um letzteren standen eichene Stühle mit hohen, geschnitzten Lehnen und rothen Sammetpolstern. Mrs. Berken war, als der Eßsaal eingerichtet wurde, der Ansicht gewesen, daß das Milner'sche Wappen sich in demselben großartig ausnehmen würde, aber ihr Gemahl entschied sich dagegen und meinte, „er wolle den verbrannten Baumstamm Old England überlassen."

Mr. Berken küßte seiner Gattin die Hand, als er sie an ihren Platz führte und benahm sich ihr gegenüber als vollständiger Cavalier. Er liebte seine Frau aufrichtig und erkannte ihre schätzenswerthen Eigenschaften in vollstem Maße an. Ihrer Schwächen war er sich zwar ebenfalls bewußt,

doch trug er diese mit liebenswürdiger Geduld und Rücksichtnahme. Als Mr. Berken seine Gemahlin fragte: „Du bist wohl im Freien gewesen, liebe Arabella, Du hast heute besonders frische Farben?“ lächelte sie in ihrer liebenswürdigsten Weise, indem sie diese Frage bejahte. Ein Lächeln stand ihr gut, und sie war in der That eine schöne Frau.

Außer Mr. und Mrs. Berken und ihren drei Töchtern nahm noch Miß Fulton, die Gesellschafterin der Dame des Hauses, an dem Diner Theil. Dieselbe war eine entfernte Verwandte der Lady, eine Dame in den vierziger Jahren, welche in ihrer Jugend sehr hübsch gewesen sein mochte. Sie war mehr achtungswerth als liebenswürdig, hatte aber ein lebhaftes Temperament und reges Interesse für alles, was in der Welt vorging. Sie hielt ebenso wie Mrs. Berken auf Familientraditionen; dies war der Punkt, in welchem sie vorzugsweise übereinstimmten.

„Ich bringe eine gute Nachricht“, sagte Mr. Berken, „Felix hat von seinem Prinzipal Urlaub für drei Monate erhalten. Natürlich benutzt er diese, um nach Amerika zu kommen und in einigen Wochen können wir die Freude haben, den Jungen hier zu sehen.“

„Ach wie herrlich, wie wunderschön“, klang es aus aller Munde, besonders Mary war außer sich vor Freude und sagte: „Es wäre auch ein bitteres

Unrecht gewesen, wenn er nicht einmal Urlaub erhalten hätte, wir haben ihn nun schon drei Jahre nicht gesehen. Wie wird er jetzt groß und stattlich sein, gewiß ein wunderhübscher, junger Mann, ich denke ihn mir ganz wie Papa auf dem großen Bilde über seinem Schreibtisch. Ach ich freue mich unbeschreiblich! Hast Du ihm schon geantwortet, lieber Papa?"

„Nein noch nicht, ich werde es aber in den nächsten Tagen thun."

„Ach erlaube mir schon heute zu schreiben", bat sie, „Felix könnte glauben, daß wir uns nicht auf seinen Besuch freuen, wenn wir lange mit der Antwort zögern."

„Meinetwegen schreibe heute, mein Kind", erwiderte Mr. Berken.

Nach dem Mittagessen eilte Mary in ihr Zimmer, um ihrem einzigen, geliebten Bruder zu schreiben und ihm ihre große Freude über sein Kommen auszusprechen. Sie theilte ihm zugleich mit, daß ein Paar Wochen vor seiner Ankunft eine junge Deutsche in ihr Haus kommen würde, um die Gouvernantenstelle bei den jüngeren Schwestern anzunehmen.

In dem reizenden Städtchen Eutin, welches seiner malerischen Lage wegen schon oft besungen ist, lebte und wirkte der Pastor Siebold in wahrhaft christlichem Sinne. Obgleich die Pfarre, welche er als treuer Hirt verwaltete, zu den einträglichsten gezählt werden konnte, so erfüllte ihn und seine treue Gattin doch oft die Sorge um die Erziehung ihrer sechs Kinder. Der Pastor Siebold war darauf bedacht, nicht nur den Söhnen, sondern auch seinen Töchtern eine Bildung zu geben, welche sie befähigte, sich eine selbständige Stellung im Leben zu gründen und auf eigenen Füßen stehen zu können, wenn die Eltern einst nicht mehr sein würden. Die beiden ältesten Mädchen sollten Erzieherinnen werden. Elisabeth hatte ihr Gouvernantenexamen zur großen Freude ihrer Eltern brillant bestanden, und nichts konnte sie glücklicher machen als der Gedanke, den Eltern einmal ihre Bürde tragen zu helfen und ihre Brüder zu unterstützen, wenn diese das elterliche Haus verlassen müßten.

Eines Tages, als Elisabeth im „Daheim“ die Annoncen durchlas, rief sie erfreut aus: „Das ist etwas für mich! Eine Kaufmannsfamilie in New-York sucht eine Gouvernante für zwei Mädchen im Alter von neun und zwölf Jahren. 200 Dollars Gehalt.“

„Um Gotteswillen, New-York!“ rief die erschreckte Mutter, „das darf nicht sein, so weit wird Dein Vater Dich nicht reisen lassen, und ich selbst würde keine ruhige Stunde mehr haben, wenn ich Dich in einem fremden Welttheil wüßte!“

Die Frau Pastorin hatte sich jedoch geirrt, denn der Papa fand die Idee gar nicht so übel und hob hervor, daß Elisabeth die englische Sprache in Amerika fließend erlernen würde, was ihr für das ganze Leben von großem Nutzen sein könnte. So wurden trotz der wiederholten Einwendungen der Mutter, welche sich durchaus nicht an die schreckliche Reise übers Meer gewöhnen konnte, Verbindungen angeknüpft, deren Resultat uns bekannt ist.

Der steife, förmliche Brief, welchen Mrs. Berken ihrer Tochter diktirt hatte, machte allerdings einen mehr als kalten und geschäftlichen Eindruck, welcher die Frau Pastorin im Innersten erschreckte. Es war in der That ein Glück, daß Mary in ihrer Liebenswürdigkeit die freundlichen Worte hinzugefügt hatte. Da die Sache schon weit genug ge-

diehen war, und auch Reiſekleider und alle übrige Garderobe in vollſtändiger Bereitſchaft lagen, ſo durfte nur noch genaue Erkundigung wegen der Abfahrt vom Hamburger Hafen eingezogen und dann die Familie Berken ihrem Wunſche gemäß benachrichtigt werden. Daß ein jüngerer Verwandter des Herrn Paſtor Siebold als Arzt in New-York lebte und ſeine Couſine dort empfangen konnte, diente ſehr zu Eliſabeths Beruhigung, welche übrigens muthig der neuen Lebensſtellung entgegen ging.

Der Abſchied von der geliebten Mutter und den Geſchwiſtern war herzzerreißend, immer und immer wieder umſchlang die Frau Paſtorin ihr geliebtes Kind, bis endlich der Vater ſich die Miene gab, als ob er ungeduldig würde, während er ſelbſt Mühe hatte, ſeine Thränen zu bekämpfen. Er begleitete ſeine Tochter nach Hamburg, und glücklicher Weiſe traf Eliſabeth auf dem Dampfſchiff mehrere deutſche Damen, welche ihr eine angenehme Reiſegeſellſchaft wurden. Abgeſehen von der unvermeidlichen Seekrankheit, welcher man bei dem ruhigſten Wetter nicht entgehen kann, legte der Dampfer am 20. Mai glücklich in New-York an.

Eliſabeth und ihr Vetter, der Dr. Siebold, waren ſich völlig unbekannt, ſie hatten daher brieflich verabredet, ein blaues Band zum Erkennungszeichen ins Knopfloch zu ſtecken. Wie erfreut war

sie, als ein freundlicher großer Herr mit einem blauen Bändchen an der Brust auf sie zukam und fragte: „ob sie Fräulein Elisabeth Siebold sei?“ Verwandte junge Leute werden in der ersten Stunde mit einander bekannt, schon das verwandtschaftliche „Du“ bringt sie einander näher, und so saßen Dr. Siebold und seine liebliche Cousine bald im Hôtel am Broadway in New-York gemüthlich beisammen und plauderten wie alte Freunde.

Elisabeth, welche die Schwankungen des Schiffes noch eben so fühlte, als ob sie sich auf demselben befände, war zu sehr erschöpft, um mit ihren Verwandten auszugehen; sie mußte aber stundenlang von der deutschen Heimath und ihren Verwandten erzählen. Zuletzt that sie die unbefangene Frage:

„Was hat Dich denn eigentlich bewogen, nach Amerika zu gehen, lieber Vetter Heinrich?“

Der Arzt blickte sie einen Augenblick ernst und erstaunt an und fragte: „Weißt Du das nicht, Elisabeth?“

„Nein, ich weiß es nicht, einmal als ich Papa fragte, antwortete er mir, es müsse Dir wohl in Deutschland nicht gefallen haben.“

„Allerdings, die Antwort sagt nicht viel“, fuhr der Doktor fort, „und Dein Papa that Recht daran, Dir nicht mehr zu erzählen, meine Jugendthorheiten hätten Dir ein Vorurtheil gegen mich beigebracht.

Heute aber, da sie von mir vergessen und von den Meinigen hoffentlich vergeben sind, will ich Dir, mein liebes Cousinchen, selber eine Beichte ablegen. Ich spreche sonst nie von meiner Vergangenheit, wen sollte dies interessiren, und wer ist wohl milde in der Beurtheilung Anderer? Aus Deinen Zügen spricht Unschuld und Herzensgüte, und Du sollst es als einen Beweis von Vertrauen ansehen, wenn ich Dir sage, warum ich meine liebe Heimath, mein Deutschland verlassen habe“:

„Ich war neunzehn Jahr alt geworden und bis dahin ein gehorsamer Sohn und fleißiger Schüler gewesen. Der Vater blickte auf mich mit Stolz, meine Lehrer nannten mich einen klugen Kopf, und ich bereitete mich auf das Abiturientenexamen vor, um später auf die Universität nach Bonn zu gehen. Es kam aber nicht zum Examen, mich beschäftigten andere Dinge. An dem Stadttheater in Hamburg war eine Sängerin, ein bildschönes Mädchen, welches durch ihre Erscheinung, ihren herrlichen Gesang und ihr meisterhaftes Spiel Jung und Alt entzückte. Die ganze Männerwelt lag ihr zu Füßen, warb um ihre Gunst, und ich selbst war bis zum Wahnsinn verliebt in die gefeierte Anunciata. Es schmeichelte meiner Eitelkeit zu sehen, wie sie mich bevorzugte, ich war bei jeder Aufführung im Foyer oder gar hinter den Coulissen, um mich der Angebeteten zu nähern und bald ent-

ſpann ſich zwiſchen uns ein inniges Liebesverhältniß, welches meine jugendliche Phantaſie, mein ganzes Sein und Denken in Anſpruch nahm. Für das Mädchen zu leben, für ſie Alles zu bekämpfen, was ſich uns widerſetzte, ſchien mir die ſchönſte Aufgabe, und ich war feſt entſchloſſen, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Mein Vater, welcher lange Zeit keine Ahnung von meinen heimlichen Beſuchen hatte, wurde eines Tages durch den Gymnaſialdirektor über mein Thun und Treiben aufgeklärt, und es kam zwiſchen uns zu einer Ausſprache. Ich benahm mich wie ein verſtockter Sünder, denn ich wollte meine Annunciata nicht laſſen, und mit inniger Betrübniß denke ich noch heute daran, wie mein alter Vater weinte und mich beſchwor wieder umzukehren und ſein braver Sohn zu bleiben, auf den er mit Stolz und Freude geblickt hätte. Das Bild meiner Geliebten war zu tief in meine Seele eingeprägt, ich verließ das Zimmer meines Vaters, eine Umkehr wollte ich nicht verſprechen.

Was aber der Vater nicht vermocht hatte, ſollte eine Überraſchung, welche mir noch an demſelben Abend wurde, zu Wege bringen. Ich ging eine Stunde früher als gewöhnlich zu Annunciata, um ihr den Auftritt mit meinem Vater mitzutheilen und ihr auf's Neue Liebe und Treue zu ſchwören, es war Niemand im Vorzimmer, und ich trat ohne eine weitere Anmeldung in ihr Empfangs-

zimmer. Ich wäre beinahe ohnmächtig zusammen gesunken, was sah ich? Anunciata in einer zärtlichen Umarmung mit einem Husarenoffizier. Ich war sprachlos und mußte mich festhalten, um nicht hinzustürzen. In meiner Verwirrung hörte ich nur die Worte „auf Wiedersehen in Wiesbaden" und ich war mit ihr allein. Wenn meine Füße mich getragen hätten, wäre ich dem Menschen nachgeeilt und hätte ihn an der Gurgel gepackt, so aber konnte ich nur die Frage hervorbringen, wer der freche Eindringling sei?"

Anunciata lachte über meine große Aufregung, wollte über den Vorfall hinweg tändeln und antwortete, „es wäre ein alter Bekannter, den sie bei einem Gastspiel in Dresden kennen gelernt hätte."

Ihre Zofe erschien und meldete, der bestellte Wagen sei vorgefahren; lachend ging Anunciata hinaus und überließ mich „meinen kindischen Gedanken", wie sie sagte.

Ich wankte zum Hause hinaus, entschlossen meinem Leben ein Ende zu machen. In der Nacht lud ich eine Pistole und zerschoß mir glücklicher Weise nur die rechte Backe und die Unterlippe. Mein Vater fand mich im Blute liegend. Meine große Aufregung und die Wunde führten ein Fieber herbei, welches mich mehrere Wochen an's Zimmer fesselte, meine guten Eltern pflegten mich mit rührender Liebe und sprachen nie über das Ge-

schehene, jedoch sie mochten wohl alles genau wissen, denn durch die Zofe und die Indiskretion der Sängerin war Alles bekannt geworden. Meines Bleibens in der Vaterstadt war nicht mehr, ich war durch die Katastrophe um zehn Jahre älter geworden, die europäischen Verhältnisse sagten mir in keiner Weise zu, und ich erhielt die Erlaubniß meiner Eltern nach Amerika zu gehen. Ich schloß mich einem Arzt aus Hannover an, welcher mit Frau und Kindern auswanderte. In seiner Familie habe ich auch hier einige Monate gelebt, um die englische Sprache gründlich zu erlernen und habe dann auf der Universität in St. Louis Medicin studirt. Das Glück ist mir hier außerordentlich günstig gewesen; gleich zu Anfang meiner Praxis ist es mir gelungen, einige glückliche Kuren zu vollbringen und so habe ich unverdienter Weise eine Art von Renommé erhalten, welches mich zu einem wohlhabenden Mann gemacht hat."

„Bist Du nicht wieder in Deutschland gewesen?" fragte Elisabeth, welche der Erzählung des Vetters mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Nein," erwiderte der Arzt, „aber ich habe oft Sehnsucht nach meiner Heimath und meinen alten Eltern, und über kurz oder lang wird sie mich wohl über's Meer treiben. Dann will ich ihnen noch einmal persönlich abbitten, was ich unzählige Male in Gedanken und in Briefen abgebeten habe."

Der Arzt sah Elisabeth freundlich an und fragte:

„Nun sag' ein Mal ehrlich und offen, was Du von Deinem Vetter Heinrich denkst? Nicht wahr, er ist ein schlechter Mensch?"

„Bester Vetter," erwiderte Elisabeth erröthend, „wie sollte ich das wohl denken? Nie habe ich daheim ein schlechtes Urtheil über Dich gehört und nach dem, was Du mir eben erzählt hast, muß ich Dich Deiner traurigen Jugenderfahrungen wegen bedauern. Du bist von einem koketten Mädchen betrogen worden, und daß Dir dies so sehr zu Herzen ging, beweist nur, daß Du viel Gemüth hast."

„Wenigstens, daß ich über Hals und Ohren verliebt war, mein Kind," sagte der Arzt auflachend. „Doch der Begriff des „Verliebtseins" ist Dir noch fremd, das sehe ich an Deinem unschuldsvollen Gesichtsausdruck. Du hast aber the sweet eigtheen erreicht, gieb Acht, jetzt kommen die Gefahren!"

Elisabeth's Aufenthalt in New-York war zu kurz, um die zahlreichen Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen zu können, nur um ihr die gewaltige Ausdehnung und die herrliche Lage derselben zu zeigen, fuhr Dr. Siebold mit seiner Cousine den Broadway entlang, die glänzendste und sehr breite Straße, welche sich fast anderthalb

Stunden quer durch die Stadt zieht. Er führte sie in den Centralpark und in die sogenannte Batterie, ein mit Alleen und Gebüschgruppen bepflanzter Platz mit herrlicher Aussicht auf die Bai und die jenseits des Wassers entstandenen Vorstädte. Am Nachmittag wollte er sie bis zur Villa Berken begleiten und in die Familie einführen.

„Du scheinst ein muthiges Mädchen zu sein, aber gesteh' es nur, Dir ist doch wohl etwas ängstlich zu Muthe?" fragte der Doktor.

„Nun ja," erwiderte Elisabeth, „wenn ich offen sein soll."

„Fürchte Dich nicht," beruhigte er sie, „ich bin ja in Deiner Nähe, wenn Du mich brauchst, verlange mich nur, ich werde Dich vor allem Ungemach schützen. Doch hoffe und glaube ich, daß Du Dich im Berken'schen Hause wohl fühlen wirst. Mr. Berken ist mir als ein ehrenhafter, liebenswürdiger Mann bekannt."

Es war gegen fünf Uhr, als der Dr. Siebold mit seiner lieblichen Cousine vor der schönen Villa Berken hielt. Brown erschien am Kutschenschlag und nahm die Visitenkarten ab, um der Lady die Ankömmlinge zu melden. Als er zurückkam, bat er den Herrn Doktor mit seiner Begleiterin auszusteigen und führte sie in ein sehr elegantes Vorzimmer. Hier bat er sie, Platz zu nehmen: „Mrs. Berken werde sie sogleich empfangen."

Es vergingen zehn Minuten, ja eine halbe Stunde und weder der Neger noch sonst Jemand ließ sich blicken. Die Geduld des Doktors war längst vorüber und er äußerte laut seine Entrüstung über das Warten. „Ich schicke Mr. Berken eine Liquidation von zehn Dollars, denn meine Zeit ist zu kostbar, um sie hier in seinem Vorzimmer zu verbringen."

„Um Gotteswillen, lieber Vetter, sei still," bat Elisabeth, „es muß doch endlich Jemand kommen und uns rufen, thu' mir's zu Liebe, verhalte Dich ruhig."

Dr. Siebold schritt aufgeregt im Zimmer auf und ab, endlich erschien Brown und meldete, daß Mylady sie erwarte. Er führte sie durch mehrere große, elegant eingerichtete Zimmer und öffnete die Thüre zu dem parlour der Mr. Berken. Diese lag nachlässig in einem Lehnstuhl, ein schweres blaues, seidenes Kleid, welches ihre Figur und ihren Teint sehr hervorhob und ein zierliches Spitzenhäubchen, das wie eine Rosette auf ihrem schönen Kopfe saß, bildete die einfache, doch geschmackvolle Toilette.

Miß Fulton saß mit einer bunten Stickerei am Fenster und erhob sich ein wenig, als der junge Arzt sich und seine Cousine vorstellte. Die Dame des Hauses hielt es nicht für nöthig, sich aus ihrer Stellung zu bewegen. „Setzen Sie sich", sagte sie kurz.

Der Dr. Siebold nahm diesem Empfang gegenüber eine Haltung an, welche Elisabeth noch nicht an ihm wahrgenommen hatte. Er erschien als vollständiger Gentleman und imponirte sogar Mrs. Berken. Zu Elisabeth behielt sie ihre stolze Miene bei und sprach nur wenige Worte zu ihr, sie deutete an, daß sie sich zu einer geeigneteren Stunde sprechen würden; im Gespräch mit dem Arzt dagegen wurde der Ausdruck ihres Gesichtes huldvoller und sogar freundlich.

Als derselbe sich nach kurzem Aufenthalt empfahl, bat die Lady ihre Gesellschafterin darum, Elisabeth in ihr Zimmer zu führen, und als diese beim Hinausgehen eine Verbeugung machte, sagte Mrs. Berken: „Wir diniren um fünf Uhr; halten sie sich dann bereit, und wenn geklingelt wird, kommen Sie in den Eßsaal."

Mit innigem Mitleid für seine Schutzbefohlene im Herzen, flüsterte Dr. Siebold ihr noch im Vorzimmer die Worte zu: „Sei unbesorgt, ich bin ja nicht weit."

Als er in den Wagen stieg, bog Mary um die Ecke des Hauses. Erstaunt über die auffallende Schönheit des jungen Mädchens grüßte er sehr ehrerbietig und Miß Mary dankte in anmuthiger Weise. Der Doktor sah aus dem Wagen, bis sie im Hause verschwand, und auf der Rückkehr beschäftigten sich seine Gedanken mit zwei lieblichen Bildern

„Elisabeth und der schönen Unbekannten.“ Die Annahme, daß sie die Tochter der Mr. Berken sei, beruhigte ihn im Interesse seiner Cousine.

Während Elisabeth mit zitternden Händen ihre Reisekleider ablegte und Toilette machte, um zum ersten Mal im Kreise der Familie Berken zu erscheinen, entstiegen schwere Seufzer ihrer Brust.

„Ach“, sprach sie, „die Dame des Hauses ist so stolz, so kalt, das Herz ist mir gar zu schwer.“

Eine Glocke erscholl und es klopfte an die Thüre; es war die Kammerjungfer Sara, welche Elisabeth die Hand küßte und ihr mittheilte, daß ihr der Auftrag ertheilt sei, Miß Siebold's Zimmer in Ordnung zu halten; jetzt sollte sie ihr den Weg in's Eßzimmer zeigen.

Im Gegensatz zu seiner Gemahlin war Mr. Berken sehr herzlich. Er begrüßte Elisabeth mit den Worten: „Ich freue mich aufrichtig, eine Deutsche in meinem Hause zu sehen“, und machte sie mit seinen Töchtern bekannt, welche das herzgewinnende Wesen des Vaters hatten. Das Eis, welches sich um ihr Herz gelegt hatte, fing an zu schmelzen.

Es schien Mrs. Berken garnicht zu gefallen, daß ihr Gemahl sagte, als er sich zu Tisch setzte: „Wir werden Fräulein Siebold zu Ehren nicht englisch, sondern deutsch sprechen.“

„Ausnahmsweise heute ja“, antwortete Mrs. Berken.

„Warum ausnahmsweise heute?“ fragte er, „Du sprichst ja so gut Deutsch, daß es Dir keine Mühe macht. Es ist sogar viel angenehmer, liebe Arabella, wenn die Dienerschaft nicht hört, was wir hier sprechen. Wirklich, es wäre rathsamer und verständiger, alle Tage deutsch zu sprechen.“

„Das finde ich nicht“, wandte Mrs. Berken kurz ein.

Die deutsche Unterhaltung mißfiel ihr und sie begann mit Miß Fulton ein besonderes Gespräch in Englisch, was wiederum Herrn Berken nicht zu gefallen schien.

Er fragte Elisabeth nach ihrer Reise über's Meer, ihrem Aufenthalt in New-York und freute sich zu hören, daß sie dort nicht ganz verlassen gewesen sei; er erinnerte sich auch, ihren Vetter, den Dr. Siebold schon gesehen zu haben und versprach zu Elisabeth's Freude, denselben einmal mit zu bringen, damit sie ihn wiedersehe.

„Auch das noch“, dachte Mrs. Berken und warf Miß Fulton einen verständnißvollen Blick zu.

Als das Diner vorüber war, sagte Mrs. Berken: „Miß Siebold, Sie werden ermüdet sein und es gewiß vorziehen, den Thee in Ihrem Zimmer zu trinken.“

Elisabeth verneigte sich und war herzlich froh über diese Bestimmung.

Als aber Mrs. Berken mit ihrem Gemahl allein in ihrem Boudoir war, konnte sie ihre Entrüstung nicht länger zurückhalten und äußerte diese in heftigen Worten. „Das fängt gut an, Edward, die Deutsche ist kaum in unser Haus gekommen, da änderst Du die alten guten Gewohnheiten. Bei Tische sprachst Du nur mit ihr, als ob ich garnicht da wäre, und noch dazu in deutscher Sprache."

„Arabella," erwiderte Mr. Berken, „Du mußt nicht vergessen, daß dies arme Kind geängstigt und mit bangem Herzen in ein fremdes Haus tritt. Sie hat das elterliche Haus verlassen und ist in die weite Welt gegangen, um sich etwas zu erwerben. Mein Gott, ich müßte ja gar kein menschliches Erbarmen haben, wenn ich ihr nicht Muth machen wollte."

„Das ist Unsinn, Edward", eiferte Mrs. Berken, „wer so sentimentale Begriffe hat, paßt nicht in die Welt und thut besser daran zu Hause zu bleiben, und nach Art der deutschen Hausfrau Strümpfe zu stricken. Ich möchte aber doch wissen, ob es Dein Ernst ist, den Verwandten des Mädchens auch bei uns einzuführen?"

„Gewiß, liebe Arabella, ich kenne den Herrn, er ist Arzt, ein vollendeter Gentleman, gegen ihn ist garnichts einzuwenden."

„Ich habe an seinen gesellschaftlichen Allüren nichts auszusetzen", gab Mrs. Berken zu, aber er

ist und bleibt ein Mal der Verwandte einer unserer Dienstboten."

Mr. Berken war an derartige Erklärungen gewöhnt und blieb immer ruhig, wenn auch seine Frau in der äußersten Erregung war. Er schritt im Zimmer auf und ab und sagte dann: „Es giebt Dinge, liebe Arabella, über welche wir uns niemals einigen werden. Du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich die Gouvernante unserer Kinder nicht unter die Dienstboten unseres Hauses rechne. Es würde Dir gewiß nicht lieb sein, wenn sie mit der Jungfer Freundschaft schließen und sich mit Brown unterhalten wollte. Ich muß Dich darauf aufmerksam machen, Arabella, daß es in Deinem eigenen Interesse und in dem unserer kleinen Mädchen liegt, ihre Gouvernante zu uns heranzuziehen. Wir erwarten, daß sie sich ihrem neuen Berufe in unserem Hause mit Liebe widmen wird; dies kann aber nur geschehen, wenn wir ihr Vertrauen erwecken."

Er verließ das Zimmer. Mrs. Berken aber sagte, als sie allein war: „Edward ist sonst so klug und erfahren, aber in den wichtigsten Dingen handelt er trotzdem wie ein Kind. So machen es die Deutschen, sie folgen immer nur dem Herzen, der Kopf wird nicht gefragt. „Aber", fuhr sie sich erhebend fort, „was ich thun kann, um guten Ton und gute Sitten in meinem Hause aufrecht zu erhalten, das soll geschehen!"

Nach einer halben Stunde kam Mr. Berken wieder zurück und zeigte sich als derselbe, liebenswürdige Ehemann, der er immer gewesen war. Er schlug seiner Gemahlin vor, eine Parthie Schach zu spielen, und Miß Fulton, welche sich zu ihnen gesellt hatte, legte ihrer Gewohnheit gemäß die allabendliche patience. Sie pflegte dem Schicksal die gewagtesten Fragen vorzulegen und die heutige lautete: „Ob wohl morgen wieder Deutsch beim Diner gesprochen würde?" Das Deutsche machte ihr Schwierigkeiten und war ihr im Grunde verhaßt. Die patience ging aber auf, und bejahte die Frage. „Shocking", sagte Miß Fulton und steckte die Karten wieder in die dazu bestimmte Presse.

Elisabeth stand in ihrem Zimmer am Fenster und blickte hinab in den herrlichen Park. Rosen blühten ohne Zahl und verbreiteten eine Fluth von Wohlgerüchen; ein Springbrunnen warf seine Strahlen hoch in die Luft und die untergehende Sonne vergoldete das plätschernde Wasser. Ein poetischer Zauber lag über der ganzen Landschaft, welche sich vor ihr ausbreitete. Mit Thränen in den Augen blickte sie jedoch hinab, ihr Herz war schwer und sie sagte mit klagender Stimme:

„So schwer habe ich es mir nicht gedacht! Ach hätte doch Herr Berken englisch bei Tische gesprochen, anstatt seine Gemahlin gegen mich zu

reizen. Die deutsche Sprache ist ihr offenbar zuwider; wie stolz, wie kalt ist diese Dame gegen mich." Sie lehnte sich an's Fenster. Es wollte kein tröstender Gedanke in ihr Herz kommen; da klopfte es an die Thür, Mary steckte ihr Köpfchen herein und fragte freundlich: „Haben Sie Lust in den Garten zu kommen, Fräulein Elisabeth, es ist ein herrlicher Abend, und im Freien vergessen Sie das Heimweh, das Ihnen gewiß noch viel zu schaffen macht. Ich nehme meine kleinen Schwestern auch mit, kommen Sie, kommen Sie!"

Elisabeth konnte dieser freundlichen Aufforderung nicht widerstehen und bald darauf wandelten die jungen Mädchen Arm in Arm durch die schattigen Laubgänge. Noch nie hatte Elisabeth einen so schönen Garten gesehen. Hier waren nachgebildete Gebirgspartbieen, Wasserfälle, ein Teich, an dessen Ufer zwei zierliche Gondeln lagen, Boskets von zierlichen blühenden Sträuchern, die sie in Europa nie gesehen hatte, dunkle, schattige Alleen von Platanen, Lauben und Rosenbecken. Der kurz geschorene Rasen glich grünem Sammet, Blumenbeete in allen Farben prangten darin, und im Gewächshause erblickte Elisabeth nie gekannte Pflanzen, welche sie entzückten. Sie rief ein Mal über das andere „ach wie ist das wundervoll, welche Pracht!"

„Ich hoffe, Sie werden sich bei uns gefallen, Fräulein Elisabeth", sagte Mary in herzlichem

Ton, „wenn Sie nur das erste Heimweh erst überwunden haben.“

„Ich glaube“, antwortete Elisabeth und konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, denn Mrs. Berkens Antlitz stand ihr lebhaft vor Augen. Jedoch gewann Mary's Liebenswürdigkeit ihr Herz in vollem Maße, und die beiden kleinen Mädchen waren so lieb und freundlich, daß Elisabeth ihrem Geplauder mit Freude zuhörte. So traf denn noch ein Sonnenblick diesen Tag, der für Elisabeth so schwer geworden war, und als die beiden schönen Mädchen sich trennten, ging die Gouvernante mit neuem Muth in ihr Zimmer zurück.

Mrs. Berken hatte die entschiedene Sprache ihres Gatten noch nicht vergessen, und als sie die junge Deutsche am nächsten Morgen rufen ließ, beabsichtigte sie, derselben die Stellung in ihrem Hause nach Gebühr anzuweisen.

Elisabeth trat in's Zimmer der Dame und verneigte sich vor ihr. Diese ließ sie näher treten, doch ohne ihr einen Platz anzubieten, während sie nachlässig in einem Fauteuil ruhte. „Ich wünschte Einiges mit Ihnen zu sprechen“, begann sie, „und habe Sie deshalb bitten lassen in mein Zimmer zu kommen. Es ist mein Wunsch, daß Sie morgen mit dem Unterricht der Kinder beginnen; neben den beiden Zimmern, welche zu Ihrer Disposition stehen, haben Sie das große Schulzimmer gesehen, in

welchem die Kinder den Unterricht erhalten sollen. Den Flügel, welcher in der Schulstube steht, können Sie ebenfalls benutzen, wenn Sie spielen und singen, während die beiden andern, welche in unseren Gesellschaftssälen stehen, selbstredend nur für unsern Gebrauch bestimmt sind. Meine kleinen Mädchen überlasse ich Ihnen bis zum Diner, dann kommt Mr. Berken aus New-York, und da er es liebt, seine Familie um sich zu sehen, so bleiben die Kinder den übrigen Theil des Tages unter Mary's oder Miß Fulton's Aufsicht. Die Abende gehören Ihnen und können Sie dieselben zu Spaziergängen oder auf andre Art in Ihrem Zimmer benutzen. Wenn Sie am Sonntag bei uns sein wollen, habe ich nichts dagegen. Sie wissen, Miß Siebold, daß ich eine Engländerin bin, betrachten Sie daher Ihre Stellung hier im Hause so, als wenn Sie bei einer englischen Familie wären. Es ist selbstredend, daß Sie an den Gesellschaften nicht Theil nehmen können, das ist in England nicht Sitte; ich nehme den Fall aus, daß musicirt wird, und Sie etwas vorspielen könnten, dann würde ich Ihnen meine Wünsche zukommen lassen." Mrs. Berken, welche den Schluß dieser Ansprache mit besonderem Nachdruck betont hatte, machte eine Bewegung mit der Hand, welche als Entlassungszeichen anzusehen war, und Elisabeth verließ das Zimmer.

Diesmal war es nicht nur Schmerz sondern Stolz, welcher sich hauptsächlich in ihrer Brust regte. Benahm sich nicht Mrs. Berken, als ob die Gouvernante ihrer Kinder das untergeordnetste Geschöpf im Hause sei? Dennoch vertraute sie ihr an, was sie Theuerstes besaß — die beiden, lieben, schönen Mädchen. Sie fühlte wohl, daß diese Frau nie ein freundliches Gefühl in ihr erregen würde, es schien derselben eine wahre Freude zu machen, sie fühlen zu lassen, daß sie als Dienende vor ihr stehe. Doch die Kinder, was konnten sie für die Herzlosigkeit der Mutter? Obgleich Elisabeth tief gekränkt war, beschloß sie in ihrem edlen Herzen die Kinder mit Treue und Liebe zu unterrichten und zu hüten, als ob sie ihre Geschwister wären.

Es wurde Mary nicht erlaubt, jeden Abend mit Elisabeth im Garten zu verbringen, dies geschah nur selten, oft verstohlen. So erfuhr Elisabeth durch Mary, daß ihr einzigster Bruder aus Hamburg kommen würde, daß dann ein regeres Leben im Hause beginnen und auch Ausflüge in die Nachbarschaft gemacht werden sollten. Der Papa hatte davon gesprochen, selbst Feste zu geben. Diese Mittheilung konnte Elisabeth keine Freude machen, hatte sie doch bereits von der Frau des Hauses erfahren, daß sie in ihre gesellschaftlichen Kreise nicht passe und auch zu denen nicht zugezogen werden könne, welche im Hause gegeben würden. —

Der Dampfer, mit welchem Felix Berken von Hamburg abgereist war, hatte eben im Hafen von New-York geankert, und unruhig liefen alle Passagiere durcheinander. Alle drängten sich zur Schiffstreppe, um so rasch wie möglich an's Land zu kommen. Felix war einer der ersten, welche an's Ufer sprangen, und er wurde auch sogleich von einem großen Neufundländer begrüßt, der an ihm in die Höhe sprang und beide Pfoten auf seine Schultern legte. „Alter Nero, hast Du mich gleich heraus gefunden'" rief der junge Mann fröhlich und bemühte sich die stürmischen Liebkosungen seines früheren Lieblingshundes abzuwehren. „Und da bist Du auch, William", rief er dem Kutscher zu, welcher den jungen Herrn kaum nach so langer Abwesenheit wieder erkannt hätte, wenn nicht Nero gewesen wäre. „Ist mein Vater hier, William?" „Nein, Herr, aber Miß Mary sitzt im Wagen und hält die Pferde."

„Mary, wo denn?" und mit raschen Schritten ging der junge Mann am Hafen entlang, er erblickte auch bald eine zierliche Equipage mit zwei Rappen und eine junge Dame, welche die Zügel hielt. Mary warf die Zügel William zu und schwang sich vom Wagen herunter, wo die kräftigen Arme des Bruders sie umfingen, der sie entzückt immer wieder an sich drückte. „Mary, wie bist Du schön geworden, wahrhaftig das hätte ich nicht geglaubt!" rief er aus.

„Deſto beſſer, lieber Felix; wenn Du nichts Beſonderes von mir erwartet haſt, wirſt Du auch nicht getäuſcht. Du biſt aber ſelbſt ein ſo ſtattlicher junger Mann, daß ich ganz überraſcht bin. Aber nun raſch, beſorge Dein Gepäck, die Eltern warten mit Ungeduld."

„Das Gepäck ſoll bis morgen auf dem Schiff bleiben, wie ich beſtimmt habe; Du glaubſt nicht, wie langweilig es iſt darauf zu warten. Ich werde jetzt fahren, Du ſetzt Dich neben mich." Er klopfte die Pferde bevor er aufſtieg, und Nero, welcher glaubte, dasſelbe Anrecht an eine Liebkoſung zu haben, konnte ſich vor Freude garnicht beruhigen.

„Wie geht's den Eltern und was machen die beiden Kleinen?"

„Sie ſind alle geſund, die beiden Kleinen ſind aber recht große Mädchen geworden."

„Was macht denn meine alte liebe Eliſa?"

„Sie iſt kränklich und nervös."

„Gewiß aus Sehnſucht nach mir, wenn ich ihr nur wieder Liebeslieder vorſingen werde, wird ſich das geben, und ihr Bruder?"

„Macht Spielſchulden."

„Und die Daltons, wie geht's denen?"

„Sie freuen ſich alle auf Dein Kommen, Felix, es wird eine ſchöne Zeit für uns alle ſein." Mary theilte ihrem Bruder die Pläne mit, welche ſie mit

ihren Freundinnen gemacht hatte und stellte Bälle, Theater und Kahnfahrten in Aussicht. Unter Lachen und Plaudern fuhr das Geschwisterpaar durch die herrliche Landschaft und lauter Jubel erscholl, als sie vor der Villa Berken hielten, wo die Eltern und jüngeren Schwestern den heißersehnten Sohn und Bruder empfingen. Mr. Berken war erfreut über den unverdorbenen, frischen Ausdruck in dem Antlitz seines Sohnes, über sein gesundes, kräftiges Aussehen. Sah er ihm doch an, daß er eben so frisch an Leib und Seele heimgekehrt war, wie er in die Ferne gegangen, und was konnte sein Vaterherz wohl mehr erfreuen?

Elisabeth sah den neuen Ankömmling erst am nächsten Tage beim Diner und schlug die Augen nieder, als der schöne, junge Mann die unerwartete Erscheinung mit großem Erstaunen betrachtete.

„Ich entsinne mich, Du schriebst von einer deutschen Gouvernante", sagte er zu Mary, „das ist ja ein auffallend schönes Mädchen! Wo haltet Ihr sie denn versteckt? Ich bin schon vierundzwanzig Stunden im Hause und sehe sie jetzt erst?"

Das kommt daher", erwiderte Mary, „weil Mama sie Abends nicht gern in unsern Zimmern sieht, und sie oben bleiben muß."

„Warum denn?"

„Nun, Felix, Du weißt ja, Mama hängt sehr an ihren englischen Sitten und in England ist es

nicht Brauch die Gouvernanten in den Familienkreis zu ziehen.“

„Das kommt darauf an“, erwiderte Felix, „wie die Gouvernanten sich benehmen. Wenn sie unleidlich sind, mag man sich von ihnen fern halten, so viel es geht, aber diese anmuthige, reizende junge Dame sollte Mama nicht lieblos behandeln. Siebold heißt sie, wie ist denn ihr Vorname?“

„Elisabeth.“

„Elisabeth, das ist ein verhängnißvoller Name“, lachte Felix, „denkst Du noch an mein Liebesabenteuer mit Elisa?“

Noch an demselben Abend beobachtete Felix Elisabeth's Fenster; ein hoher Rosenstrauch verbarg seine Gestalt, aber er sah wie sie ihr Haupt an's Fenster lehnte und zu dem purpurnen Abendhimmel emporblickte. Wie ernst sie aussah und wie lieblich erschien ihr Bild in dem Fensterrahmen. Felix wäre am liebsten zu ihr hinaufgeeilt, um ihr zu sagen, wie wenig er das Betragen seiner Mutter gegen sie billige. Elisabeth entfernte sich vom Fenster und bald darauf vernahm er Gesang, so rein, so silberhell wie eine Engelsstimme.

Als sie die Worte sang „in der Heimath ist es schön, in der Heimath möcht ich leben“, erfaßte ihn ein inniges Mitleid und mit Bitterkeit sagte er: „Deine alten hergebrachten Sitten machen

Dich ungerecht, Mama, ja sie machen Dich hart und herzlos, wie könntest Du sonst dieses Mädchen, das man als Kleinod bezeichnen kann, nicht an Dich ziehen, wie würdest Du es über Dich gewinnen können es zu kränken? Daß das arme Kind sich hier nicht glücklich fühlt, sehe ich an seinem schwermüthigen Ausdruck, ich höre es an dem süßen, melancholischen Klang seiner Stimme, und mir sagt es das eigene Herz."

Es vergingen darauf Tage, an denen die Familie Berken Ausflüge machte und Felix seine alten Verbindungen wieder anknüpfte. Er ritt und fuhr nie an Elisabeths Fenster vorbei, ohne hinauf zu blicken und verbindlich zu grüßen, wenn er sie sah, denn seine Gedanken weilten mehr in Elisabeths Zimmer als es nach Mrs. Berkens Ansicht passend sein mochte. Diese hatte bis jetzt keine Ahnung davon, welchen Beschützer die Gouvernante in ihrem Sohne besaß.

„Lieber Papa", sagte Felix eines Morgens, als er mit seinem Vater einen Gang durch den Park machte, „hast Du etwas dagegen, wenn Mary und Fräulein Siebold mit mir ausreiten? Die zwei Damenpferde, welche im Stall stehen, werden wenig benutzt, denn Mary reitet selten, Mama und Miß Fulton garnicht. Ehe ich es Fräulein Siebold anbiete, wollte ich jedoch Deine Ansicht hören."

Mr. Berken schwieg einen Augenblick, bevor er antwortete: „Ich erlaube es gern mein Sohn, denn ich möchte dem jungen Mädchen eine Zerstreuung verschaffen; sie führt ein recht einsames Leben hier. Ich gestehe, daß ich dies nicht billige und habe deshalb schon mehrmals mit Deiner Mutter Rücksprache genommen; doch so gut wie Eure Mutter im Grunde des Herzens ist, hat sie doch verknöcherte Anschauungen, welche man nicht besiegen kann."

Felix, welcher recht gut wußte, daß sein Vater nichts mehr fürchtete als den Verdacht, unter dem Pantoffel seiner schönen Gattin zu stehen, sagte: „Es ist wahr, das Mädchen hat eine unglückliche Stellung hier und erregte mein Mitleid vom ersten Tage an. Im Hause bestimmt Mama alles, und es ist ja unendlich schwer, ihre Ansichten zu bekämpfen. Doch über die Pferde hat sie noch nie verfügt, und deshalb hoffte ich von Dir die Erlaubniß zu erhalten, mit den beiden jungen Mädchen reiten zu können."

„Wenn Fräulein Siebold Vergnügen daran findet", sagte Mr. Berken, „so kannst Du die Pferde satteln lassen, meinetwegen alle Tage."

Felix hatte richtig manövrirt und bewerkstelligte, daß die Pferde vorgeführt wurden, ohne daß die Mutter es bemerkte, und Mary, welche der Gouvernante in freundschaftlichster Weise mit allem ausgeholfen hatte, was zum Reitanzug gehörte, er-

schien mit ihr auf der Terasse. Sie selbst war eine geübte Reiterin. Elisabeth hatte aber noch nie ein Pferd bestiegen. Daß Felix ihr erst Reitstunden geben wollte, hatte er der Erwähnung nicht für nöthig erachtet. Er hielt das Pferd seiner Schülerin an einer langen Leine und indem er dicht nebenher ritt, konnte er jede Bewegung ihres Pferdes beobachten. So ritt er mit seinen schönen Begleiterinnen durch Flur und Wald, unbekümmert um die übrige Welt. Elisabeth gehorchte allen Winken, welche Felix ihr gab und blickte auf Mary, um deren sichere Reitkunst nachzuahmen.

„Es wird nicht lange dauern, Fräulein Elisabeth", sagte Felix ermuthigend, „dann reiten Sie eben so gut wie meine Schwester. Sie haben offenbar viel Talent dazu und sind auch gar nicht ängstlich."

„So lange wie Sie die Leine halten, Herr Berken", erwiderte Elisabeth, „habe ich das Gefühl der Sicherheit, aber wenn ich auf mich selbst angewiesen wäre, würde ich mich sehr ängstigen."

Ein dankbarer Blick traf sie für diese Erklärung und in freudig erregtem Ton versicherte Felix: „Ich werde sie nicht aus den Augen lassen, verlassen Sie sich auf mich, es soll Ihnen kein Unfall begegnen." Am liebsten hätte er hinzugefügt „ich werde Sie durchs ganze Leben schützen". In seinen Augen mochte es wohl zu lesen gewesen

sein, denn Elisabeth erglühte, als sie seinem Blick begegnete. Da Mary voraus ritt und sich dem Anblick der großartigen Landschaft überließ, die sich vor ihnen ausbreitete, so konnten Felix und Elisabeth ungestört mit einander plaudern. Oftmals entsteht die Liebe, welche bis ans Grab dauert, aus einem augenblicklichen Impuls und so empfand Elisabeth von diesem Tage an, daß ihre Liebe Felix gehöre. Der Spazierritt dauerte nur zwei Stunden und dennoch stand das Herz des jungen Mannes in hellen Flammen. Die Leidenschaft der Jugend und das Feuer eines lebhaften empfänglichen Temperaments zogen ihn zu dem reizenden unschuldigen Mädchen. Die Anmuth und Treue, mit welcher sie von ihrer Heimath, ihren alten Eltern und den Geschwistern sprach, ihre verlassene Lage und ihre Schönheit machten sie ihm theurer als irgend etwas auf der Welt. Daß sie ein armes Mädchen, und er ein reicher, junger Mann war spornte ihn nur noch mehr an; was fragt die Liebe nach Reichthum und Armuth? Was fragt sie nach Standesunterschieden? Die Liebe will mit den Verhältnissen, welche sich ihr gegenüber stellen, kämpfen, es ist ihr eine Freude sich in ihrer Kraft zu zeigen.

Als Felix Elisabeth beim Aussteigen half und ihren kleinen Fuß aus dem Steigbügel hob, fragte er in fröhlichem Ton: „Nicht wahr, Fräulein

Elisabeth, der Spazierritt war schön, und Sie werden morgen wieder reiten?"

„Sehr gern", antwortete sie, wenn es Ihnen nicht lästig ist, eine so unerfahrene Schülerin zu begleiten."

„Wie können Sie das aussprechen", sagte Felix, „ich glaube, Sie müssen es fühlen, wie glücklich ich heute gewesen bin."

Mrs. Berken sah zum Fenster hinaus, als die drei jugendlichen Gestalten auf das Haus zuritten. Sie sah, daß ihr Sohn wie ein Reitknecht seine Hand darbot, um Fräulein Elisabeth vom Pferde zu helfen, und mit welch liebenswürdiger Freundlichkeit er sich von ihr empfahl! Erschöpft sank sie auf eine Chaiselongue.

Felix ahnte nicht, daß der Abend desselben Tages ihn mit dem Mädchen, welches seine Gedanken und seine Phantasie so in Anspruch nahm, zusammen führen würde, da er gewöhnt war, daß sie die Abende allein in ihrem Zimmer zubrachte.

Die Familien aus der Nachbarschaft trafen zufällig an demselben Tage ein, um ihre Gegenbesuche zu machen und ganz unerwartet versammelte sich in der Villa Berken eine größere Gesellschaft. Da war Mr. Dalton mit seiner Gemahlin und zwei Töchtern, Mrs. Hamilton mit ihrem Sohn und ihrer Tochter Elise, der ehemaligen Liebe des

Felix Berken, und zwei Misses Marchmont. Als die Hitze des Tages vorüber war, duldete es sie nicht länger im Hause. Der Park mit seinen schattigen Laubgängen lud zum Spaziergang ein, und unter lebhaftem Geplauder wandelte man auf und ab. Die jungen Leute erinnerten sich der glücklichen Zeit, in welcher sie alle vor Jahren, ehe Felix nach Deutschland ging, dieselben Plätze aufgesucht und dort glückliche Stunden verlebt hatten. Felix schlug vor, eine Partie Croquet zu spielen, und war es Absicht oder Zufall, er wählte dazu einen Platz in der Nähe von Elisabeths Fenstern. Es ist wohl kein Spiel besser geeignet, ein wenig zu kokettiren als das croquetiren. — Ein zierlicher Fuß, eine anmuthige Bewegung und nun gar eine kleine Meinungsverschiedenheit mit dem Gegner, üben richtig gehandhabt oft große Wirkung aus, und zärtliche Blicke widersprechen den Worten. Elisa Dalton sah gar nicht böse aus, als sie Felix Vorwürfe darüber machte, daß er ihre Kugel ausschließlich verfolge, um sie zu Grunde zu richten. Sie drehte sich zierlich auf den Fußspitzen herum und wandte ihm den Rücken, um gleich wieder zu kommen und ihm schelmisch mit dem Finger zu drohen. Er amüsirte sich so über das erzürnte Wesen der zierlichen Dame, daß er ihr laut lachend folgte und zuletzt sagte: „Liebe Miß Elisa, Sie sind so allerliebst in ihrem

Zorn, daß ich schon aus diesem Grunde meine Kugel in Ihrer Nähe lassen muß."

Diese Worte waren so laut gesprochen, daß sie zu Elisabeths Ohren drangen, welche bis dahin eine ruhige Beobachterin der Spielenden gewesen war. Ein Gefühl der Unbehaglichkeit beschlich sie. Der Gedanke, daß Felix, derselbe, welcher ihr am Morgen so treu und freundlich in die Augen geblickt hatte, jetzt mit einer anderen jungen Dame scherzte, ließ ihr Herz lauter klopfen. Und doch, was durfte sie sich darum kümmern, war er nicht der Sohn des Millionärs Berken, war nicht seine Mutter eine Engländerin von altem vornehmen Adel? Sie mußte gleichgültig dabei sein, wenn er sich mit anderen Damen lebhaft unterhielt und wollte es auch, aber ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr, daß sie ihre Ruhe verloren hatte.

Die Partie Croquet war zu Ende. Miß Elisa war besiegt. Felix stand vor ihr und bot ihr die Hand zum Frieden. Sie schlug jedoch nicht ein, das Schmollen stand ihr gar zu gut. Als ihr aber Felix den Arm bot und sie zu einem Gang durch die Rosenhecken einlud, nahm sie denselben an und sie entschwanden Elisabeths Blicken an der Biegung des Weges.

War Elisabeth bisher eine beunruhigte Zuschauerin gewesen, so war sie jetzt, da das Pärchen verschwunden war, doppelt unruhig. Sein fröhliches

Lachen schallte durch den Park zu ihr hinauf. „Sie haben sich versöhnt", dachte sie und ließ sich gedankenvoll auf den Sessel nieder.

Das Abendessen war vorüber. Mrs. Berken hatte bestimmt, den Thee im Gartenzimmer einzunehmen, dessen Glasthüren weit geöffnet waren und die Aussicht auf den Park mit dem Springbrunnen und den schattigen Laubgängen frei ließen. Die Klänge des Flügels drangen zu Elisabeth hinauf. Sie hörte auch den Gesang einer weiblichen Stimme. Während sie den Tönen lauschte, trat Mary ins Zimmer.

„Ich komme in Mama's Auftrag, liebes Fräulein Elisabeth", redete diese sie an, „und soll Sie um die Gefälligkeit bitten, herunter zu kommen. Wir musiciren im Gartensaal, und Mama läßt Sie bitten auch etwas vorzutragen. Sie spielen besser als wir Andern alle", fügte Mary freundlich hinzu, „ich werde stolz auf Sie sein, wenn Alle Sie bewundern."

„Fräulein Mary", unterbrach Elisabeth sie, „Sie beschämen mich, meine Leistungen sind gering, doch da Ihre Frau Mama es wünscht, werde ich kommen. Erlauben Sie, daß ich erst etwas an meiner Toilette ändere."

„Ich habe eine dunkle Rose mitgebracht" sagte Mary, „sie wird in Ihren blonden Haaren sehr schön aussehen, bitte nehmen Sie sie an."

Elisabeth steckte die Rose in ihr Haar und mit Mary's Hülfe hatte sie bald ein hellblaues Gesellschaftskleid angelegt, das ihren schönen Teint sehr hervorhob und sie noch hübscher erscheinen ließ. Als sie mit Mary in den Gartensaal trat, wo die Gesellschaft versammelt war, überfiel Elisabeth eine beängstigende Schüchternheit, doch Felix, der dies zu bemerken schien, trat auf sie zu und sagte, indem er sich verbeugte: „Wie herzlich freut es mich, Sie zu sehen!"

Elisabeth dachte an die Worte, welche er am Morgen zu ihr gesprochen hatte: „Ich werde Sie nicht aus den Augen lassen, verlassen Sie sich auf mich." Gefaßter schritt sie neben Mary weiter und wurde von dieser den jungen Damen vorgestellt, welche neben dem Flügel saßen und standen. Es wurden einige höfliche Redensarten gewechselt, und nachdem Miß Marchmont eine rauschende Mazurka von Chopin mit ziemlichem Geschick vorgetragen hatte, wurde Elisabeth aufgefordert, etwas Klassisches zu spielen. Am liebsten, hieß es, eine Sonate von Beethoven. Elisabeth spielte die sonate pathétique auswendig und trug diese mit so vielem Verständniß und Gefühl vor, daß ihr Spiel allgemeine Bewunderung erregte; namentlich das herrliche adagio entzückte Felix so, daß er nicht aufhören konnte, seine Freude darüber auszudrücken. Er sagte: „Sie singen auch, Fräulein Elisabeth, möchten Sie ein Duett mit mir singen?"

„Sehr gern", erwiderte sie, „wenn ich es kann".

Felix suchte einige Noten aus einer eleganten Mappe hervor und reichte sie Elisabeth zur Auswahl.

Wie schön, wie harmonisch klangen ihre Stimmen, es herrschte lautlose Stille. Elisabeths reine, schöne Glockenstimme fand den Weg zum Herzen, ihre Stimme war geschult und ihr Vortrag gefühlvoll. Felix accompagnirte mit seinem kräftigen, schönen Tenor. Er bog sich zu Elisabeth, welche den Gesang auch auf dem Flügel begleitete, herab und sang aus voller Empfindung.

Wenn auch Miß Elisa dachte „Ach säße ich doch am Flügel und könnte das Lied mit ihm singen", so muß dennoch zu ihrer Ehre gesagt sein, daß sie die Stimme der deutschen Gouvernante schön fand; nur Eine hatte an dem Vortrag keinen Gefallen und zwar Mrs. Berken. Sie fand es im höchsten Grade unpassend, daß ihr Sohn mit der Gouvernante ein Duett sang, und sie sah mit Schrecken, wie aufmerksam sein Benehmen zu dem jungen Mädchen war. Hörten sich doch die Liebesworte des Liedes an, als ob sie ihm aus tiefster Seele kämen! Es war wohl ihr Wille gewesen, daß Elisabeth etwas auf dem Flügel vortragen sollte, und zwar weniger ihrer Leistungen wegen, als um die Gesellschaft durch Musik zu beleben. Daß man so aufmerksam zuhören würde, hatte sie weder erwartet noch gewünscht. Daß aber gar

Felix, ihr eigener Sohn, die Ungeschicklichkeit begehen würde, mit der Gouvernante zu singen, empörte ihr innerstes Wesen. Es war ein Verstoß gegen alle gute Sitte. Sie winkte Mary an ihre Seite und fragte diese, ob sie Elisabeth zum Singen aufgefordert hätte.

„Nein Mama, Felix bat sie darum", erwiderte Mary.

Mrs. Berken sagte entrüstet: „das Mädchen hätte soviel Taktgefühl haben müssen, selbst einzusehen, wie unpassend es von ihr war, mit dem Sohn des Hauses zu singen."

„Aber Mama, sie singt ja wunderhübsch, gefällt Dir denn ihre Stimme nicht," fragte Mary.

„Davon ist keine Rede, mag sie singen wie sie will, aber nicht mit Felix, das schickt sich nicht."

Mrs. Berkens Aufregung war viel zu groß, als daß sie sich bis zum morgenden Tage hätte beherrschen können, und als Elisabeth eine halbe Stunde später noch erregt und freudig bewegt von dem Gesange in einer Fensternische stand, von wo aus sie die Gesellschaft überblickte, trat Mrs. Berken einen Augenblick an sie heran, um ihr zu sagen:

„Wenn ich will, daß Sie vorsingen sollen, werde ich es befehlen, daß Sie aber Duette mit den Herren aus der Gesellschaft und namentlich mit meinem Sohn singen, werde ich nie wünschen,

und erwarte, daß es heute zum letzten Mal geschehen ist."

„Mylady, sagte Elisabeth erschrocken, „Mr. Berken hat es gewünscht und hat mich dazu aufgefordert."

„Und Sie waren gleich bereit", ergänzte Mrs. Berken.

Sie wandte dem armen Mädchen den Rücken.

Diese unverdienten Vorwürfe benahmen Elisabeth fast den Athem; es duldete sie nicht länger in dem Gartensaal. Sie verließ die Gesellschaft, um in ihr Zimmer zu eilen, wo sie an ihrem Bette niedersank und bitterlich weinte. „O Mutter", rief sie verzweifelt, „meine einzige, geliebte Mutter, Du hast Recht gehabt, ich hätte in Deutschland bleiben sollen! Jetzt bin ich weit, weit von Euch entfernt und muß täglich Demüthigungen erdulden. Ich darf es Dir nicht einmal klagen, Du treues Mutterherz würdest es nicht ertragen, mich so unglücklich zu wissen."

Sie weinte lange und dachte mit Besorgniß daran, ob wohl Mrs. Berken ihrem Sohn auch Vorwürfe machen würde, hatte sie sich doch damit entschuldigt, daß er sie zum Singen aufgefordert hätte. Anstatt Felix zu zürnen, welcher ihr die Demüthigung, allerdings ohne seine Absicht, zugezogen hatte, dachte sie seiner in Liebe und Dankbarkeit. Sie fühlte noch den treuen Blick seiner

schönen Augen, die ihr wie Sterne in dunkler Nacht erschienen.

Die Wagen der Gäste waren längst fort, alles im Hause schien Ruhe gefunden zu haben, nur Elisabeth wachte noch. Allmählich siegte jedoch die Erschöpfung über ihre Aufregung und sie schlief endlich ein. Doch schon in der fünften Stunde weckte sie das Geschrei eines Vogels. Das Erlebniß des gestrigen Tages stieg wieder in ihrer Seele auf, und sie konnte keine Ruhe mehr finden. Sie fühlte sich unfähig, den Unterricht der beiden kleinen Mädchen mit der ganzen Aufmerksamkeit und dem gewohnten Eifer zu ertheilen, deshalb beschloß sie in's Freie zu gehen um sich für den bevorstehenden Tag zu stärken. Sie kleidete sich eiligst an, ging unbemerkt von der Dienerschaft die Treppe hinab und trat hinaus in die frische Morgenluft. Elisabeth empfand den Zauber der Morgenfrische, welcher eben aus der Hand des Schöpfers gekommen, dem Treiben der Menschen noch fremd war. Ihre Seele stärkte sich an dem Anblick der mächtigen Bäume und dem Thau, welcher frisch auf den Blüthen perlte. Sie fühlte sich dem Vater des Weltalls näher und begeistert citirte sie die Worte des Schiller'schen Gedichtes:

„Dich auch grüß ich belebte Flur, euch säuselnde Linden
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt,
Ruhige Bläue Dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald."

Nicht allein Elisabeth war durch das laute Schreien des Vogels im Schlafe gestört worden, er hatte auch Felix geweckt, welcher gleich vom Lager aufgesprungen war, um nachzusehen, ob dies ein Raubvogel sein könnte. Er beschloß ihn zu schießen und einige Minuten später, als Elisabeth in den Park hinausgegangen war, betrat auch Felix denselben mit einer Flinte über der Schulter. Mit welch' freudigem Erstaunen gewahrte er das holde Mädchen auf derselben Bank, auf welcher er am gestrigen Abend mit Elisa Hamilton gesessen hatte. „Guten Morgen, Fräulein Elisabeth", rief er ihr heiter entgegen. Welch ein unerwartetes Glück, Sie so früh hier zu sehen."

Elisabeth erschrak über das plötzliche Zusammentreffen. Mrs. Berkens Bild trat warnend vor ihre Seele. „Herr Berken", sagte sie, „Sie bieten mir einen so freundlichen Gruß, und ich muß ihn mit einem Vorwurf erwidern. Ohne es vielleicht zu ahnen, haben Sie mir den Tadel ihrer Frau Mutter zugezogen, der mir unaussprechlich weh gethan hat. Ich suchte hier im Freien den Muth, der mich gänzlich zu verlassen droht!"

„Was ist denn geschehen, was habe ich gethan?" fragte Felix erschreckt.

„Sie haben mich zum Singen aufgefordert, Herr Berken, und Ihre Frau Mutter hat es sehr unschicklich gefunden, daß ich mit dem Sohn des

Hauses ein Duett sang. Ein anderes Mal soll ich den Befehl der Mrs. Berken abwarten, ehe ich überhaupt singe."

„Das hat meine Mutter gesagt?" fragte Felix noch ernster, hat sie nicht Mary zu Ihnen gesandt und Sie bitten lassen, zu musiciren?"

„Das wohl, aber ich sollte nur spielen, nicht singen, und nicht mit Ihnen."

Elisabeth trocknete die Thränen, welche bei der Erinnerung an den gestrigen Abend in ihre Augen traten, ihre ganze Gestalt drückte Betrübniß aus. Bei diesem rührenden Anblick, in dem quälenden Bewußtsein, daß er die Veranlassung zu einer neuen Demüthigung für das geliebte Mädchen gegeben hatte, erfaßte den Jüngling ein namenloses Weh. Er lehnte seine Flinte an einen Baum, setzte sich neben Elisabeth, ergriff ihre Hand und sagte: „Was Sie eben erzählt haben, empört mich im höchsten Grade; meine Mutter sündigt gegen Sie! Ich will es ihr sagen, daß ich die Veranlassung zu dem Duett gegeben habe. Aber mehr noch Elisabeth, ich will ihr sagen, daß ich Sie liebe, daß mein Herz Ihnen gehört, seit dem Augenblick, als ich Sie zum ersten Mal erblickte, und daß ich nicht dulde, daß man Sie kränkt. Elisabeth, ich liebe Sie von ganzer Seele und werde mich mit Stolz und Freude zu Ihnen bekennen. Ihre Liebe erscheint mir als die köstlichste

Gabe, welche mir die Erde zu bieten vermag. Theuerſte Eliſabeth ſprechen Sie, darf ich Sie lieben, können Sie meine Liebe erwidern?"

Eliſabeth hatte den leidenſchaftlichen Worten des jungen Mannes mit freudigem Entzücken zugehört, ein leiſes Zittern ging durch ihre Geſtalt, ſie überließ ihm ihre Hände, die er mit Küſſen bedeckte, doch ſagte ſie abwehrend:

„Nicht ſo Herr Berken, ſprechen Sie nicht ſo zu mir, zeigen Sie mir nicht ein Glück, das für mich unerreichbar iſt, und das ich nicht erringen will, weil —

„Weil Eliſabeth? Weil meine Mutter noch nie erkannt hat, welch' ein Juwel ihr Haus birgt? O was kümmert mich das? Was kümmert mich die gange Welt, wenn Du mich liebſt, Eliſabeth!"

Das junge Mädchen ward von ihrem Gefühl überwältigt, ſie ſank an die Bruſt des jungen Mannes, ein nie geahntes ſeeliges Entzücken durchſtrömte ſie und ſie duldete, daß er einen langen Kuß auf ihren roſigen Mund drückte.

„Theures, geliebtes Mädchen", bat er zärtlich, verſprich mir, nun nicht mehr zu weinen, ich will Alles thun, um jede harte Begegnung von Dir abzuwehren."

„Nur nicht mit Ihrer Frau Mutter ſprechen, Felix", wandte Eliſabeth ein, „machen Sie ihr

keine Vorwürfe, sie hat ein Recht zu bestimmen, was ich thun soll. Sie würden Mrs. Berken nur gegen mich erbittern, denn sie hat schon mehrmals Anlaß gefunden, sich über mich aufzuregen. Ich vergebe ihr die Worte, welche sie gestern Abend gesprochen hat, um Ihretwillen Felix."

„Du vergiebst ihr, Du süßes Kind", aber ich kann es meiner Mutter nicht vergeben, daß sie so herzlos ist, und ich dulde es nicht, daß dies so weiter geht!" Er bedeckte Elisabeths Hände aufs Neue mit Küssen, er sah ihr in's Antlitz und sprach entzückt: „Wie schön Du bist, wie ist es möglich, Dir wehe zu thun, es spricht ja Engelsgüte aus Deinen blauen Augen. O sage, daß Du mich liebst, wie ich Dich liebe."

„Ja Felix", sagte Elisabeth, „wie kann ich es leugnen, mein Herz hat Ihr liebes Bild in sich aufgenommen, um es nie wieder zu lassen. Ich sehe Sie überall, wo Sie auch nicht sind, Sie machen mich selig durch das Geständniß Ihrer Liebe. Aber", fügte sie traurig hinzu, „das Glück wird uns nie hold sein! Reisen Sie wieder nach Deutschland zurück, vergessen Sie unser Begegnen. Niemand ist Zeuge unseres heutigen Beisammenseins, Gott allein hat uns gesehen und hat unsere thörichten Worte gehört. Gott ist die Liebe, Er wird uns verzeihen, aber Ihre Mutter würde es niemals thun!"

Gerade das Gefühl der bevorstehenden Trennung von dem geliebten Mädchen spornte Felix dazu an, für sie zu handeln und ihr im elterlichen Hause eine angenehme Stellung zu verschaffen. Seine Liebe sollte die Sonne sein, welche ihren Weg beschien, jetzt und durch's ganze Leben. Unter wiederholten Betheuerungen ihrer Liebe trennten sie sich und Elisabeth eilte in ihr Zimmer zurück von tausendfachen Gefühlen bewegt; Frohlocken und bange Zweifel wechselten in ihrer Seele. Was wird der Tag bringen, fragte sie sich? Felix wird nicht schweigen, was wird Mrs. Berken sagen, was wird sie thun? O Gott, himmlischer Vater lenke ihr Herz, habe Erbarmen mit mir armen Kinde!"

Felix ging unterdeß unruhig hin und her; nach der gewöhnlichen Begrüßung und nachdem Mrs. Berken die Chocolade eingenommen hatte, begleitete er sie in ihr Cabinet und bat sie, ihn anzuhören.

„Was giebt's denn mein Sohn?" fragte Mrs. Berken freundlich und vermuthete irgend eine projectirte Waldparthie oder dergleichen.

„Mama, es betrifft Fräulein Siebold", antwortete Felix, „ich kann es nicht länger ansehen, wie das junge, liebenswürdige Geschöpf von Dir behandelt wird."

„Deine Worte klingen unbescheiden", mahnte Mrs. Berken, „was geht Dich Fräulein Siebold

an, und vor allen Dingen, was geht es Dich an, wie ich mich zu der Gouvernante benahm?"

„Wenn mir das Mädchen gleichgültig wäre, würde ich vielleicht ein gleichgültiger Beobachter der häuslichen Verhältnisse sein, aber ich habe mein Herz an das reizende Mädchen verloren, und dies wird Dir erklären können, liebe Mama, daß es mich sehr viel angeht, wenn Du hart und ungerecht gegen sie bist. Zu dem Duett gestern Abend gab ich die Veranlassung und —"

„Halt ein", unterbrach ihn Mrs. Berken, „was schwatzest Du da von verlorenen Herzen, ich verlange nichts davon zu hören. Ein junger Mann wie Du verliert sein Herz mitunter zwei Mal am Tage, jedoch glaube ich nicht, daß Du das Deinige an eine Untergebene verlieren kannst, das würde Deine eigene Ehre verbieten. Vielleicht hat sie gestern Abend bei dem Liebeslied zu tief in Deine Augen gesehen und die Sache ist umgekehrt, sie hat sich in Dich verliebt! Wo eine Närrin ist, da findet sich auch ein Narr. Doch", sagte sie freundlicher, „mein vernünftiger Felix wird sich von der koketten Kleinen nicht einfangen lassen. Was würde Deine Verlobte, die Tochter Deines Principals in Hamburg dazu sagen?"

„Mama", hub Felix in ruhigem Tone an, „ich weiß wohl, daß mein Principal, der Banquier Robertson längst den Plan geschmiedet hat, seine

Magdalene und mich ein Paar werden zu lassen, um auf diese Weise das große Vermögen, welches er erworben hat, mit Papa's Vermögen zusammen zu bringen. Sie ist ein hübsches, gutes Mädchen, ich bin ihr gut wie einer Schwester, aber Liebe habe ich nie für sie empfunden. Das Gefühl, welches mich zu Elisabeth Siebold hinzieht, ist ein ganz anderes; bei dem Gedanken, diese zu besitzen, schlägt mein Herz freudiger und hebt sich meine Brust stolz. Wenn sie noch ärmer und noch verlassener wäre, würde es mich beglücken, sie an mich zu ziehen. Noch nie hat mich die Schönheit und Liebenswürdigkeit eines Mädchens so hingerissen. Ich bin kein Knabe mehr, Mama, in einem Jahre werde ich ein selbständiger Mann, dann führe ich das Mädchen, welches ich liebe, zum Altar, und dies ist Elisabeth Siebold."

Mrs. Berken hatte sich von ihrem Sitze erhoben und hörte erschrocken die Sprache ihres Sohnes an.

„Felix", rief sie aus, „bist Du von Sinnen? Nie, nie, hörst Du Felix, werden Dein Vater und ich unsere Zustimmung und unsern Segen zu einer solchen Verbindung geben. Deshalb, weil das Mädchen ein hübsches Gesicht hat, weil sie aus der Ferne kommt und Deine jugendliche Phantasie beschäftigt, deshalb liebst Du sie noch nicht. Sie darf nie in unsere Familie kommen!"

„Warum denn nicht, meine liebe Mama?“ fragte Felix beruhigend. „Was hast Du gegen sie? Ist Fräulein Siebold nicht aus sehr achtbarer Familie, ist ihr Geist nicht in jeder Beziehung gebildet und kann sie sich uns nicht gleich stellen?“

„Nein, das kann sie nicht, sie gehört zu unsrer Dienerschaft, sie ist ein armes Mädchen aus einer Familie, die kaum nennenswerth ist, während die Tochter Deines Principals über ein fürstliches Vermögen verfügt und eine Engländerin aus einer hochangesehenen Familie ist.“

„Ich bin ein Deutscher, und meine einstige Frau soll auch eine Deutsche sein“, sagte Felix bestimmt.

Mrs. Berken fühlte ganz richtig, daß sie durch ihre entschiedene Sprache dem Sohne gegenüber nichts ausrichten könne, sie sagte daher in milderem Ton:

„Lieber Felix, Du machst es wie alle verliebten Thoren, heute möchtest Du Gut und Leben für Deine Liebe opfern und morgen lachst Du über Deine Verblendung. Ich erwarte von der Zeit, daß sie Dich auf den rechten Weg zurück bringen wird. Der langgehegte Plan, Deine Verbindung mit Magdalene ist Deinem Vater und mir lieb geworden, und Magdalene selbst betrachtet Dich als ihren Verlobten.“

„Eine Verlobung besteht weder öffentlich noch im Geheimen", erklärte Felix, „wenigstens fand darüber keine Einigung zwischen Magdalene und mir statt, die wir doch die Hauptpersonen der Tragödie sein würden. Als Papa vor drei Jahren in Hamburg war, konnte an eine Verlobung nicht gedacht werden, weil sie damals noch zu jung war". Felix verließ seine Mutter wenig befriedigt von dem Resultat ihrer Unterredung, er kannte ihren Einfluß auf den Vater genau und wußte, daß diesem häusliche Scenen und Zwistigkeiten ein Gräuel wären. Vielleicht hatte er Elisabeths Stellung nur verschlimmert, indem er sich offen gegen seine Mutter ausgesprochen hatte. Zu seinem großen Erstaunen bemerkte er bei Tische, daß seine Mutter sehr freundlich zu Elisabeth war, auch erhielt Mary die Erlaubniß, mit der Gouvernante in den Park zu gehen und zu einer Unterredung unter vier Augen wurde Elisabeth nicht citirt. Die Mama schien also gesonnen zu sein, einen friedlichen Weg einzuschlagen.

Mrs. Berken hatte die Töchter nur in den Garten geschickt um ihren Gemahl das unziemliche Betragen ihres Sohnes vor Augen zu führen und sich seines Beistandes zu vergewissern. Mr. Berken schritt unruhig auf und ab, während seine Frau in aufgeregter Weise den Vorfall des Morgens erzählte, dann sagte er: „Liebe Arabella, ich weiß,

daß Du eine Neigung haſt, die Dinge zu übertreiben. So ſchlimm wird es um den Jungen nicht ſtehen, es iſt das Beſte, ich höre ihn ſelbſt.“ Er zog an einer Klingelſchnur, Brown erſchien und dem Befehl Mr. Berkens zufolge einige Minuten ſpäter Felix.

„Felix“, begann der Hausherr, „ich höre eben von Deiner Mutter, welche Gedanken in Deinem Gehirn ſpucken. Was haſt Du Dir bei der Eröffnung gedacht, welche Du Dir heute ihr gegenüber erlaubt haſt?“

Felix ſchien um einige Jahre älter auszuſehen, ſein ſonſt heiterer Ausdruck war dem Ernſte gewichen, er ſah ſeinem Vater offen ins Geſicht als er erwiderte: „Ich habe Mama gebeten, Fräulein Siebold gegenüber freundlicher, ja weniger hart zu ſein und ſie nicht ungerecht zu behandeln, wie dies geſtern Abend der Fall war. Als Mama mich fragte, was dies mich anginge, habe ich ihr meinen Entſchluß mitgetheilt, Eliſabeth Siebold zur Frau zu nehmen.“

„Und Magdalene Robertſon?“ fragte Mr. Berken.

„Ich habe mich ihr nie angetragen, und bin ihr gegenüber nicht verpflichtet.“

„Wohl biſt Du ihr verpflichtet“, ſprach Mr. Berken mit erhobener Stimme, „ich habe dem Banquier Robertſon mein Wort gegeben, und das

ist ein Ding, mit dem nicht gespielt wird. Du mein Sohn hast mehrere Jahre in dem Hause des Mannes gelebt, der auf mein Wort baut, Du bist also stillschweigend auf die Verpflichtung deines Vaters eingegangen. Ich spreche zu Dir, Felix, wie zu einem Manne, welcher weiß, was Pflicht und Ehrenwort bedeuten."

„Gewiß Vater", sagte Felix, „das weiß ich, aber wenn ich jahrelang in dem Hause des Banquiers gelebt und noch nie, weder zu ihm noch zu seiner Tochter ein Wort von einer Verbindung mit Magdalene gesprochen habe, so kann ich mich ihr gegenüber nicht für gebunden erachten. Ich würde einen Betrug an dem Mädchen begehen, wenn ich so meine Hand anböte, während mein Herz ihr nie gehören wird. Etwas, das sie nie besessen hat, kann sie als keinen Verlust betrachten."

„Die Sache verhält sich anders, als Du sie eben darstellst", sagte Mr. Berken. „Fast in jedem Briefe macht Dein Prinzipal Andeutungen auf ein Verhältniß zwischen Dir und seiner Tochter. Ich weiß, daß er schon annehmbare Parthien im Hinblick darauf ausgeschlagen hat und die Heirath ist an sich so wünschenswerth, so allen Verhältnissen entsprechend, daß auch gar kein vernünftiger Grund vorhanden ist, sie auszuschlagen."

„Der Grund lieber Vater, daß mein Herz einer Anderen gehört."

„Ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren verschenkt sein Herz wohl einmal, mein Sohn. Es kann aber nicht aus jeder Neigung eine Heirath entstehen, bei dieser müssen Kopf und Herz zugleich gefragt werden. Ich betrachte Dich als gebunden und erwarte, daß Du mir bei näherer Überlegung Recht geben wirst. Eher kann die Sonne ihren Lauf verändern, als daß ich ein gegebenes Wort breche, und bevor nicht Dein Prinzipal es mir freiwillig zurück giebt, werde ich nicht anderen Sinnes werden." Mr. Berken trat an's Fenster und Felix verließ das Zimmer.

Mrs. Berken legte die Hand auf ihres Mannes Schulter und fragte in besorgtem Ton: „Was gedenkst Du zu thun, Edward, glaubst Du, daß Felix sich Deinem Willen beugen wird?"

„Nein", antwortete er, „das glaube ich nicht. Von der Gouvernante aber glaube ich, daß sie ein verständiges, gutes Mädchen ist, welche die Unmöglichkeit solcher Heirath einsehen wird, besonders wenn Du ihr sagst, daß er an eine andere junge Dame gebunden ist. Laß sie heute noch zu Dir kommen und sage ihr vor allen Dingen, daß ich zu dem Bündniß mein Wort gegeben habe und nicht zu denen gehöre, welche ihr Wort brechen. Wir müssen der Zeit anheim stellen, daß Felix seine Übereilung einsehen wird. Du mußt mir zugeben, daß Du selbst einen Fehler begangen

haſt, indem Du Fräulein Eliſabeth immer fern von uns hielteſt. Sie iſt durch ihr Alleinſtehen ein Gegenſtand der Theilnahme und des Mitleids für Felix geworden. Das Mitleid aber iſt ein fruchtbarer Boden für die Liebe. Das Mitleid will helfen und tröſten und wenn der Gegenſtand, welcher des Troſtes bedarf, ein ſchönes Mädchen iſt, kann es wohl kaum anders kommen, als es hier der Fall war."

„Dann müſſen wir Fräulein Siebold wieder entlaſſen", wandte Mrs. Berken ein, „für eine gute Entſchädigung wird ſie wohl in ihre Heimath zurückkehren."

„Nicht doch, Arabella, was wäre uns damit geholfen? Sie würde nach Eutin gehen und er nach Hamburg. Die Entfernung dieſer beiden Städte von einander iſt nicht groß und Felix könnte ſie jede Woche beſuchen. Ich würde auch ſolch einen Schritt gefühllos nennen, und kränken will ich das arme Kind nicht. Sie ſoll bleiben; Du wirſt ſie von der Unmöglichkeit einer Heirath mit unſerem Sohn überzeugen, und ſie mehr zu Dir heranziehen, liebe Arabella. Laß ſie die Abende in unſerem Familienkreiſe verleben und nimm einen gütigeren und ſagen wir „mehr deutſchen" Ton ihr gegenüber an."

„Edward", rief Mrs. Berken, „wenn dies der richtige Weg iſt, dann erkläre ich Dich für einen

Diplomaten, gegen welchen Gladstone nur ein Stümper ist."

„Glaube mir, Arabella, wir erreichen durch Widerstand garnichts. Felix ist nicht leicht zu beugen, wir können nur die Gouvernante selbst beeinflussen, und dies gelingt durch Güte am besten. Ich muß jetzt nach New-York und hoffe, Du wirst Dich von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugen, wenn Du darüber nachdenkst." Mr. Berken küßte seine Gattin auf Hand und Mund und verließ das Zimmer, ungewiß, was sie bei seiner Heimkehr würde beschlossen haben.

Die Lady saß lange in tiefes Nachdenken versunken, sie liebte und verehrte ihren Gatten, aber seine treuherzige Art war doch ein großer Fehler in ihren Augen. Daß sie mit ihrem Sohne nicht weiter kommen würde, leuchtete ihr ein, und der Gouvernante wollte sie wohl auch ihre Meinung sagen, aber daß es ein wirksames Mittel sein sollte, diese jeden Abend zur Theestunde zu laden, schien ihr doch ganz verfehlt. Mrs. Berken klingelte und befahl ihrer Zofe, Miß Siebold nach dem Unterricht in ihr Zimmer zu bestellen. Bis dahin hatte sie selbst noch Zeit, der Erregung ganz Herr zu werden, in welche die Vorgänge dieses Morgens sie versetzt hatten.

Elisabeth wurde durch die Aufforderung der Lady in nicht geringen Schrecken versetzt, und es

war ihr kaum möglich, mit dem Unterricht der Kleinen fortzufahren. Mit dem Schlage zwölf entließ sie die Kinder, ordnete ihren Anzug vor dem Spiegel und sprach ein Gebet zu Gott, „daß er sie beschützen wolle."

Mrs. Berken wartete schon und empfing Elisabeth mit den Worten: „Setzen Sie sich, Fräulein Siebold, ich habe mit Ihnen zu reden."

Elisabeth nahm schweigend Platz, ihr Herz schlug hörbar.

„Es giebt Dinge", begann Mrs. Berken, „welche eine gebildete, erfahrene Dame fühlen sollte, über die man nicht spricht, aber bei Ihrer Jugend und Unerfahrenheit halte ich es für meine Pflicht, eine besondere Rücksicht zu nehmen und ganz offen gegen Sie zu sein. Die Veranlassung zu dieser Unterredung ist, Sie von einem intimen Verhältniß meines Sohnes, von dem bis jetzt Niemand in unserem Bekanntenkreise etwas erfahren hat, in Kenntniß zu setzen. Mein Sohn, den ich herzlich liebe und dem ich keinen Vorwurf machen will, hat eine Art mit jungen Damen zu verkehren, die wohl angethan ist, eine freundliche und zärtliche Erwiderung zu finden. Da ich bemerkt habe, Fräulein Siebold, daß er selbst zu Ihnen einen vertraulicheren Ton anschlägt, als er eigentlich in guten Familien gestattet ist, so sollen Sie die Erste sein, der ich diese Mittheilung mache. Ich habe

eingesehen, daß mein Gemahl und ich die Verpflichtung haben, allen Familien unseres Kreises mitzutheilen, daß mein Sohn gebunden ist, und daß mein Gemahl sein Wort zu der in jeder Beziehung wünschenswerthen und passenden Verbindung meines Sohnes mit Fräulein Robertson in Hamburg verpfändet hat. Ich nehme an, daß Sie seinen Zuvorkommenheiten und Complimenten keine Aufmerksamkeit schenken, und werde mich freuen, ferner Gelegenheit zu haben, zu sehen, wie Sie meinem Sohn in würdiger Weise begegnen. Sie verstehen mich recht, nicht wahr?"

„Gewiß, Mylady", stammelte Elisabeth.

„Ich bin weit entfernt", fuhr Mrs. Berken fort, „zu glauben, daß mein Sohn eine Neigung für Sie empfinden könnte, ich habe Sie nur über das Verhältniß meines Sohnes zum Hause Robertson aufklären wollen. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen hatte."

Elisabeth erhob sich und sagte mit sanfter, kaum hörbarer Stimme: „Ich danke für das Vertrauen, Mylady, welches Sie mir geschenkt haben."

Auf einen Wink der Lady verließ sie das Zimmer, doch vergaß sie die übliche Verbeugung, da sie ihrer Sinne kaum mächtig war. Sie schleppte sich langsam in ihr Zimmer, wo sie erschöpft hinsank und in heftiges Weinen ausbrach. Diese unerwartete Mittheilung der Mrs. Berken

schmetterte sie förmlich zu Boden. Sie suchte vergebens ihre Gedanken zu sammeln. Es war ihr noch nie im Leben so zu Muthe gewesen, sie fühlte sich so einsam, so verlassen und lebensmüde, daß es ihr als eine Wohlthat erschien, jetzt sterben zu können. Während Elisabeth mit gefalteten Händen dasaß und vor sich hinstarrte, als ob sie in einen Abgrund sähe, flog plötzlich eine Rose durch das geöffnete Fenster. — Was war das? Die Rose konnte doch nur von Felix herein geworfen sein. Wie stimmte denn sein Benehmen mit dem überein, was sie eben von seiner Mutter erfahren hatte? Elisabeth blickte nicht zum Fenster hinaus, obgleich ihr Herz ihr sagte, daß Felix aus einem verborgenen Gebüsch zu ihr hinauf sähe. Von jetzt an wollte sie ihm aus dem Wege gehen, sie wollte nicht mehr in seine Augen sehen, die eine so beredte Sprache ausdrückten, — nein! Durch sie sollte er mit seinen Pflichten nicht in Widerspruch gerathen!

Beim Mittagessen hatte sie ihn nicht ein einziges Mal angesehen und daher auch nicht bemerkt, daß er sehr aufgeregt war. Er sprach fast garnicht, doch als Alle sich erhoben, gab er sich den Anschein, als ob er an's Fenster treten wollte, und indem er rasch an Elisabeth vorbeiging, flüsterte er: „Früh um sechs Uhr im Garten."

Kaum hatte sie den Vorsatz gefaßt, ihn zu meiden, so versetzte er sie durch diese Worte wieder

in Unruhe und Unentschlossenheit. Doch war es nicht notwendig, sich noch einmal auszusprechen, ein einziges Mal? Ihr jetziges Benehmen mußte ihm unbegreiflich sein, er verkannte sie.

Elisabeth verbrachte die Nacht in einer hochgradigen Aufregung. Das Herz, das Pflichtgefühl, die Furcht vor Entdeckung kämpften in ihr, und als sie sich am nächsten Morgen zeitig erhob, war sie immer noch unschlüssig, ob sie Recht daran thue, in den Garten zu gehen.

Es war ein wundervoller Morgen, an welchem Felix die Geliebte im Park erwartete. Die linde Luft, der klare blaue Himmel, die Blumenpracht rings umher und das fröhliche Gezwitscher der Vögel war wohl geeignet zu einem Stelldichein. An eine Störung war in so früher Stunde nicht zu denken, denn Brown, welcher den Frühstückstisch auf der Terrasse besorgte, war nicht zu fürchten. Er liebte Felix, den er als Kind auf den Armen getragen hatte, wie seinen Sohn und hatte ihn auch davon in Kenntniß gesetzt, daß die Lady die Gouvernante hatte rufen lassen. Felix hatte im Nebenzimmer die Mittheilungen seiner Mutter angehört und in fieberhafter Aufregung den Rest des Tages verbracht. Jetzt endlich konnte er das geliebte Mädchen beruhigen. Er war schon lange in banger Erwartung in der Allee auf- und abgegangen. Als er endlich Elisabeth nahen sah, eilte er ihr ent-

gegen und rief: „Geliebte, theure Elisabeth, wie danke ich Dir, daß Du gekommen bist.“

„Ich hätte eigentlich nicht kommen sollen, Herr Berken“, erwiderte sie abwehrend. „Nach den Eröffnungen, welche Ihre Frau Mutter mir gestern gemacht hat, müßten wir uns meiden.“

„Ich weiß alles, was die Mutter gesagt hat, theuerste Elisabeth! Glaube Du mir, der Dich über alles liebt, ich werde mich niemals zu einer Heirath mit Fräulein Robertson zwingen lassen. Dieser Plan ist in dem Kopfe meines Vaters und meiner Mutter entstanden, ohne daß ich je meine Zustimmung zu demselben gegeben habe. Auch habe ich niemals mit Fräulein Robertson darüber gesprochen. Meine süße, geliebte Elisabeth, laß Dich nicht irre machen, habe Vertrauen zu mir.“

Nur zu gern glaubte Elisabeth den lieben, zärtlichen Worten, die von seinen Lippen strömten, und neue Hoffnung zog in ihr Herz ein. Was noch in der glücklichen Stunde, welche die Liebenden im Park verbrachten, gesprochen wurde, will ich nicht verrathen, denn die Schwüre der Liebe sind heilig. Nur das kann bestätigt werden, daß sie sich im festen, gegenseitigen Vertrauen trennten, und daß der Bund ihrer Liebe durch ungezählte Küsse besiegelt wurde.

So glücklich dieser Tag für Felix begonnen hatte, so tragisch sollte er enden. Es traf ein

Brief aus Hamburg ein, welcher Mr. Berken sehr beunruhigte. Er ließ Felix rufen, um ihm den Inhalt desselben mitzutheilen. Der Banquier Robertson hatte Herrn Berken mitgetheilt, daß sich eine außerordentlich günstige Gelegenheit böte, um ein glänzendes Geschäft zu machen. Er schilderte die Spekulation als durchaus sicher und war selbst willens, sich mit 2 Millionen Mark daran zu betheiligen. Drei andere Hamburger Senatoren wollten jeder mit einer halben Million beitreten und er rieth Herrn Berken sehr dringend, die günstige Gelegenheit nicht unbenützt zu lassen.

Herr Berken zweifelte nicht an der Geschäftskenntniß und Umsicht des Banquiers Robertson und war geneigt, auf seine Vorschläge einzugehen. Bevor er sich jedoch definitiv entschied, wollte er über verschiedene Punkte Auskunft haben. Er beschloß, Felix mit dieser Angelegenheit zu betrauen und verlangte, daß dieser sich mündlich mit den betheiligten Geschäftsleuten darüber besprechen sollte, um ihn umgehend telegraphisch über den Stand der Dinge zu benachrichtigen. Felix sollte in den nächsten Tagen nach Hamburg abreisen. Er konnte seinem Vater keinen Widerstand entgegen setzen, denn er sah die Nothwendigkeit der Reise ein, aber wie ein Träumender ging er umher. Es traf ihn wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, seine geliebte, süße Braut verlassen zu müssen,

nachdem er ihr kaum seine Liebe gestanden hatte. Wann würde er wiederkommen können und wie würde sich dann alles gestaltet haben? — — —

— — — — — — — — — — — — —

Am Ufer des See's, welcher den Berken'schen Park begrenzte, lagen vier hübsche Gondeln, welche mit Flaggen und Blumenguirlanden geschmückt, zur Wasserfahrt einluden. Noch einmal hatten sich die befreundeten Nachbarsfamilien vor dem Abschiede eingefunden, um mit Felix einen Nachmittag zu verleben. Man hatte eine Gondelfahrt projektirt, an welcher auch Mrs. Berken Theil nehmen wollte. Auch Dr. Siebold und Elisabeth waren auf Mr. Berkens Wunsch dazu aufgefordert worden. Mrs. Berken, welche etwas vorausgeschritten war, wollte eben ihren Fuß auf den Rand der Gondel setzen, als Nero mit tollen Sätzen auf das Boot sprang und dabei seiner Herrin einen so heftigen Stoß gab, daß sie mit einem lauten Aufschrei in's Wasser fiel und bis an die Arme untersank. Dr. Siebold, welcher ihr am nächsten war, sprang ihr ohne Besinnen nach. Es gelang ihm mit aller Anstrengung seiner Kräfte die etwas korpulente Dame auf's Land zu bringen, wo sie gleich von allen anderen Gästen umringt ward. Halb ohnmächtig wurde sie in's Haus gebracht und schüttelte sich wie im Fieberfrost, als man sie in's Bett legte.

Glücklicherweise konnte Felix Herrn Dr. Siebold mit Kleidungsstücken aushelfen, da er dieselbe Größe hatte wie dieser.

An eine Fortsetzung der Gondelfahrt war nach diesem Unfall nicht mehr zu denken, dies wäre als Theilnahmlosigkeit angesehen worden, jedoch auf Mrs. Berkens ausdrücklichen Wunsch bat ihr Gemahl die Gesellschaft, sich durch den fatalen Zwischenfall nicht stören zu lassen, vielmehr Felix zu Liebe recht lange beisammen zu bleiben.

Es muß, um der Wahrheit die Ehre zu geben, gesagt werden, daß die versammelte Jugend mit der ihr eigenen Elastizität und ihrem unverwüstlichen Humor die traurige Störung bald vergessen hatte, ja daß Felix es sogar wohlthuend empfand, den beobachtenden Blicken seiner Mutter an diesem Abend nicht ausgesetzt zu sein. Auch daß Miß Fulton sich verpflichtet fühlte, am Bette der Mrs. Berken zu bleiben und ihn mit ihren grauen Falkenaugen nicht verfolgen konnte, war ihm außerordentlich lieb. Er führte Elisabeth in's Treibhaus, unter dem Vorwande, ihr Aufklärung über einige ausländische Pflanzen zu geben, von welchem Thema er allerdings bald abwich, um ihr von Neuem zu betheuern, daß er sie zärtlich liebe und nie vergessen würde. Auch Dr. Siebold schaute Mary tiefer in die Augen, als es für seine innere Ruhe heilsam war. Mary hatte den Auftrag von

ihrer Mutter erbalten, den Doktor zu bitten, am nächsten Morgen wieder zu kommen, damit sie ihm für die Errettung aus dem See danken könne. Dies nahm er mit der größten Bereitwilligkeit und Herzlichkeit an, da ihm nichts erwünschter war, als Mary wieder zu sehen. Man sah die anderen Herren und Damen paarweise im Park und in den Alleen auf und abwandeln. Die freieren Umgangsformen, welche in Nord-Amerika üblich sind, waren dem Berken'schen Hause stets fremd geblieben, heute aber empfand man die englische Steifheit nicht im Geringsten, denn die Heiterkeit schien an diesem Abend kein Ende nehmen zu wollen. Beim Souper flammten die Toaste gleich Raketen auf. Die klingenden Gläser und die Champagnerkorken accompagnirten dazu, ja die duftende, kräftige Bowle verfehlte ihre Wirkung selbst auf die älteren Damen nicht; auch Mr. Berken war sehr animirt und schien die Nachrichten aus Hamburg ganz vergessen zu haben. Beim Abschied versicherten die Gäste, daß sie lange keinen so vergnügten Abend verlebt hätten.

Nur Miß Fulton, in deren Herzen sich wohl eine kleine Mißgunst regte, weil sie dem fröhlichen Treiben fern bleiben mußte, fand es im höchsten Grade unschicklich, an diesem Tage so ausgelassen zu sein, da die Lady doch in's Wasser gefallen wäre. Die Lady hätte doch nach ihrer Ansicht ganz leicht ertrinken können.

Felix war abgereist, nachdem er von Elisabeth einen herzzerreißenden Abschied genommen hatte. Auch der Abschied von den Eltern war ihm schwer geworden. Mary, welche längst durchschaut hatte, was in der Seele des Bruders vorging, versprach ihm unter Thränen, Elisabeth eine Schwester zu sein. Schweren Herzens hatte er sich getrennt und noch schwereren Herzens hatte er Elisabeth zurückgelassen. Immer wieder hatte er sie in die Arme geschlossen und ihr Muth zugesprochen, aber woher sollte sie den Muth nehmen, da alles so aussichtslos vor ihr lag? Und würde er ihr in der Entfernung treu bleiben, ihr, dem armen unbedeutenden Mädchen? Ein französischer Schriftsteller sagt: „l'absance est pour l'amour, ce qu'au feu est le vent, il étouffe les petits, il anime les grands."

Die Nachrichten, welche Felix seinem Vater von dem projektirten Unternehmen seines Prinzipals aus Hamburg gab, beruhigten Mr. Berken vollkommen. Die großen Kaufleute, welche sich betheiligten, hatten unbedingtes Vertrauen zu der Umsicht und Geschäftskenntniß des Banquiers Robertson und jeder von ihnen hatte eine halbe Million Mark gezeichnet. So that denn Herr Berken dasselbe. Es war ihm lieb, seinen Sohn jetzt in Hamburg zu wissen, da dieser ihn telegraphisch von dem Lauf der Geschäfte benachrichtigen konnte.

Auch an schriftlichen Mittheilungen fehlte es nicht und Felix richtete diese namentlich an Mary, um zarte Einlagen an Elisabeth beigeben zu können. So waren denn alle unruhigen Bedenken gewichen, welche die Familie in letzter Zeit bewegt hatten, sowohl die seelischen wie die geschäftlichen.

Stürmischer bewegt war das Innere des Herrn Dr. Siebold, welcher in letzter Zeit ein häufiger Gast in Villa Berken geworden war. Dadurch, daß er die Dame des Hauses aus dem See errettet hatte, war sie seine Schuldnerin geworden und sie widersetzte sich daher ihrem Gatten, der ihn öfters aus New-York mitbrachte, nicht mehr. Doch nicht allein die Dankbarkeit führte ihn der Lady näher, sondern sie mußte auch zugestehen, daß der Arzt ein unterhaltender, gewandter Gesellschafter war. Auch sein hübsches Äußere trug nicht wenig dazu bei, ihm die Gunst der Damen zu gewinnen. Der Doktor empfand für Mary seit dem Tage, wo er sie zum ersten Male erblickt hatte, eine tiefe Neigung. Das schöne reichbegabte Mädchen stand ihm Tag und Nacht vor Augen und immer öfter kamen die Stunden, in denen er ein ungestümes Verlangen hatte, ihr seine Liebe zu erklären. Sie mußte es fühlen, wie leidenschaftlich er sie liebte und er glaubte auch an das Glück, von ihr wieder geliebt zu werden. Doch unmöglich war es ihm zu glauben, daß Mary's Mutter zu einer Ver-

bindung ihrer Tochter mit ihm ihre Zustimmung geben würde, wenn er auch hoffte, Mr. Berkens Zuneigung gewonnen zu haben. War es Zufall oder Absicht, daß die Lady einmal in seiner Gegenwart äußerte: „Sie kenne kein größeres Glück, als daß Mary einen Engländer aus guter Familie heirathen möchte.“ Er, ein Deutscher, der nicht annähernd seiner Frau den Reichthum bieten könnte, welcher sie im elterlichen Hause umgab, er durfte es nicht wagen, um Mary's Hand anzuhalten. Es erschien ihm wie eine Sünde in ihr glückliches Familienleben einen Zwiespalt zu bringen. Es war schon traurig genug, daß durch seine Cousine Elisabeth Unzufriedenheit mit Felix entstanden war. Nimmermehr durfte er dazu noch beitragen! Eines Tages, als die Sehnsucht ihn wieder zu der Villa Berken hinaus gezogen hatte, erblickte er Mary im Park in einer Hängematte unter schattigen Bäumen. Das Herz wollte ihm zerspringen, als er ihr liebes rosiges Gesicht und ihre schlanke Gestalt betrachtete. Die Leidenschaft hätte ihn fast fortgerissen. Es drängte ihn, sie an sein Herz zu drücken und ihr zu gestehen, wie sehr er sie liebe. Mary erröthete, als sie bemerkte, von ihm betrachtet zu sein und drehte mit dem Finger. Dr. Siebold fühlte, daß er seinem Glücke nahe sei, doch er bezwang sich, wie er sich schon oft bezwungen hatte:

Der sonst so entschlossene, thatkräftige Mann erkannte sich selbst nicht mehr. Die lang vergessene, thörichte Jugendliebe hatte seine Eltern so unglücklich gemacht, und jetzt, da eine wahre tiefe Neigung sein Herz erfüllte, trat das Schicksal ihm schroff entgegen. Mary's Eltern würden gar glauben, daß er nach Art der modernen Heirathsbewerber nur nach Mary's Vermögen trachte, und ein Millionär hatte wohl Anspruch darauf, einen vornehmen, begüterten Schwiegersohn zu erwählen. Nein, er konnte, er durfte nicht sprechen, er durfte auch nicht so oft die Gesellschaft der Geliebten aufsuchen, ein Beisammensein mit ihr erhöhte seine Qual, und so beschloß er, seine Besuche in der Villa einzustellen.

Mary wurde ernster und nachdenklich, Niemand wußte warum? Wem sollte sie anvertrauen, was in ihr vorging?

An einem Sommerabend, als die Familie Berken in traulichem Gespräch auf der Terrasse den Thee trank, traf eine telegraphische Depesche aus Hamburg ein. Sie enthielt die kurze Meldung: „Das Bankhaus H. & W. in Berlin hat seine Zahlungen eingestellt."

Wie ein Donnerschlag traf dies den ahnungslosen Herrn Berken, denn sämmtliche für das von Herrn Robertson entrirte Geschäft eingelegten Gelder waren auf dieser Bank deponirt. Die Nachricht

hieß für ihn soviel, als daß die Spekulation seines Geschäftsfreundes Robertson verunglückt, und daß eine halbe Million verloren sei. Und nicht nur der Verlust dieser namhaften Summe erschreckte Herrn Berken, sondern auch sein Vertrauen zu Herrn Robertson war erschüttert. Dieser hatte viele Andere mit in's Verderben gezogen, die leider seiner Umsicht zu sehr getraut hatten. Auch Mrs. Berken ward in die größte Angst versetzt, sie beschwor ihren Mann unter Thränen, nie wieder mit Robertson in Verbindung zu treten. Bei ihrer Neigung alles zu übertreiben, sprach sie schon von Einschränkungen, die man sich jetzt auferlegen müsse, als ob ein gänzlicher Ruin vor Augen stehe. Herr Berken, der selbst unruhig auf und ab ging, konnte seine Frau nicht beschwichtigen.

Acht Tage später traf ein Brief von Herrn Robertson ein, in dem er die telegraphische Nachricht bestätigte, daß das Bankhaus H. & W. bankerott sei. Er sprach sein großes, tiefes Bedauern über den unglücklichen Ausgang des Unternehmens aus und beklagte vor allen Dingen, daß er das Vertrauen der Kaufleute verloren hätte. Hauptsächlich in Bezug auf Herrn Berken empfände er dies schmerzlich, da es seit Jahren sein Herzenswunsch gewesen sei, Felix seinen Schwiegersohn nennen zu können. Er gäbe unter den jetzigen Verhältnissen diese Hoffnung auf und verzichte mit schwerem

Herzen darauf, der Familie Berken in verwandtschaftlicher Beziehung nahe zu treten.

Mrs. Berken betrachtete dies als einen neuen Schlag. Ein Lieblingsplan ihrerseits war gescheitert; die Familie Robertson war bis ehedem in England hoch angesehen.

Es ward in den Kaufmannshäusern und Clubs von New-York bald bekannt, was das Bankhaus Berken betroffen hatte, und viel wurde darüber gesprochen. Die halbe Million wurde im Munde des Publikums zu einer ganzen und mehr, doch bald ging man auch darüber hin, es blieb dem reichen Hause ja immer noch genug. Dr. Siebold hätte wohl das Mißgeschick der ihm jetzt befreundeten Familie mitempfinden müssen, doch die Kunde dieser Niederlage wirkte ganz entgegengesetzt auf ihn. Ja die Liebe machte ihn so excentrisch, daß er es als ein Glück angesehen hätte, wenn Mary ganz verarmt wäre. Wie viel näher hätte sie ihm dann gestanden. Jetzt mußte er hinaus in die Villa, die Lage der Dinge erschien ihm garnicht mehr so abschreckend, und er war fast freudig überrascht, Mary's Mutter in einer weniger stolzen, man möchte sagen „gedrückten, demüthigen Stimmung" zu finden.

Mary, welche den ganzen Tag die übertriebenen Klagen der Mutter anhören mußte und die viel zu wenig Erfahrung hatte, um sich von der wirk-

lichen Lage ihres Vaters einen Begriff zu machen, ging nachdenklich in einer Allee auf und ab, als plötzlich Dr. Siebold vor ihr stand. Sie reichte ihm die Hand zum Gruß, die er feurig küßte, und sagte traurig: „Herr Doktor, wissen sie schon, daß mein Papa jetzt arm geworden ist?“ Er antwortete mit einem fröhlichen Lachen. Die naive Anschauung der Geliebten entzückte ihn, es riß ihn wie im Sturme fort und er rief aus: „Ach, Miß Mary, wenn Sie doch die Wahrheit sprächen, dann dürfte ich es wagen, Ihnen meine Liebe zu bekennen und Ihren Herrn Papa um Ihre Hand zu bitten. Mary, süße Mary, würden Sie „Ja“ dazu sagen?“

Mary war so überrascht von dieser plötzlichen Erklärung und zugleich so beglückt, daß sie kein Wort hervor bringen konnte; sie duldete, daß Dr. Siebold seinen Arm um sie schlang und sank tief errötbend an seine Brust. Sein Jubel war ohne Grenzen, als Mary ihm gestand, ihn schon lange geliebt zu haben, und immer wieder bedeckte er ihre Hände und ihren rothen Mund mit Küssen. Die Schwermuth des Herrn Dr. Siebold war in lauter Glückseligkeit umgewandelt, ein frischer Lebensmuth beseelte ihn wieder und auf Mary's Zureden wollte er gleich heute bei ihren Eltern um sie werben. Von der Zustimmung des Vaters war sie überzeugt, doch bei dem Gedanken an die Mama entrang sich

ihrer Bruſt ein ſchwerer Seufzer. Dr. Siebold war beim Diner ſo ausgelaſſen heiter, ſein Glück erfüllte ihn ſo, daß er Herrn Berken, welcher in letzterer Zeit ſehr verſtimmt geweſen war, mit fortriß. Es wurden mehr Weinflaſchen entkorkt, als dies ſonſt in der Familie Berken Brauch war, und beide Herren ſprachen ihnen fleißig zu. So fand denn Dr. Siebold endlich den Muth, als er nach Tiſche mit Mary's Vater allein war, um ihre Hand anzuhalten. Mr. Berken ſagte ihm, daß er ihn für einen Ehrenmann halte, dem er das Glück ſeines Kindes ſehr gern anvertraue." Seine Gemahlin hatte den Eröffnungen ihres Gatten ſtumm und ſtarr zugehört und ſank wie bewußtlos in ihren Seſſel zurück. Als ſie wieder zu ſich kam, erhob ſie ſich ſchweigend, um ſich in's Bett zu legen.

Als Mary eintrat, fand ſie die Mutter in Thränen. Dieſe rief ihr erregt entgegen: „Mary, warum haſt Du mir das gethan? Ihr Kinder begrabt mir eine Hoffnung nach der andern, ach wie unſäglich unglücklich macht Ihr mich!"

„Aber ſüße, liebe Mutter", flehte Mary, „ich liebe Siebold und er liebt mich, er iſt ſo gut und brav, was haſt Du gegen ihn?" Sie kniete neben der Mutter nieder und ſprach und bat lange, bis dieſe endlich nachgab, indem ſie ſagte, ſie wolle es verſuchen, ſich an den deutſchen Schwiegerſohn zu gewöhnen.

Mrs. Berken ging noch wochenlang wie eine Leidende umher, und Alle im Hause behandelten sie als eine Kranke. Sie hatte ihre Zustimmung zu Mary's Verlobung zwar gegeben, doch nur die Zeit konnte die Wunde ihres Herzens heilen.

Elisabeth war wie elektrisirt, als sie von dem Glück des Brautpaars erfuhr. Jetzt trat sie in ein anderes Verhältniß zu der Familie Berken, und wenn auch schüchtern, wagte sie doch hin und wieder der leidenden Herrin des Hauses ihre Dienste anzubieten. Sie hatte, seit Felix abgereist war, mit Liebe und großer Pflichttreue nur für ihre Schülerinnen gelebt. Die Briefe aus Hamburg hielten sie aufrecht, denn sie glaubte oft, vor Bangigkeit vergehen zu müssen. Jetzt, da das Unglaubliche geschehen, und noch dazu, da Mrs. Berken in die Heirath ihrer Tochter mit einem Deutschen, ihrem Verwandten, willigte, wagte sie zu hoffen, daß auch ihr einmal die Sonne scheinen werde, daß auch Felix die Zustimmung zu einer Verbindung mit ihr erreichen könnte.

Das gute Verhältniß der Häuser Robertson und Berken war sehr gelockert, und Felix fühlte sich in den gewohnten Verhältnissen nicht mehr wohl. Er hatte nur einen Wunsch, sich von seinem Prinzipal trennen zu können. Da schon vor Jahren die Rede davon gewesen war, ein eigenes Bankgeschäft in Hamburg zu gründen, so

bat Felix den Vater, diesen Plan jetzt ausführen zu dürfen. Mr. Berken konnte aus der Entfernung nicht auf die Vorschläge seines Sohnes eingehen und beschloß nach längerem Erwägen, selbst nach Hamburg zu reisen. Hier angekommen, freute er sich, in seinem Sohn einen gereiften, thätigen Mann zu erkennen, der das Vertrauen aller besaß, welche mit ihm verkehrten. So wurde denn mit Genehmigung des Senates das neue Bankgeschäft „Eduard Berken & Sohn" in Hamburg etablirt.

Eins fehlte Felix noch, um ganz glücklich zu sein; die Einwilligung des Vaters zu seiner Heirath mit Elisabeth. Und wenn er diese erlangte, so hatte er immer noch nicht die Zustimmung der Mama. Er wußte, daß sie sich erst nach schweren Kämpfen darein finden würde. Lange zögerte Felix, ehe er mit dem Vater von Elisabeth sprach. Dieser war schon drei Wochen in Hamburg gewesen und dachte an die Abreise; es mußte endlich ein entscheidendes Wort gesprochen werden. Vater und Sohn saßen beim letzten Frühstück beisammen. Felix sprach fast garnicht und Herr Berken fragte ihn: „Was ist Dir denn heute, bist Du krank?"

„Nein Vater", sagte Felix, „ich bin nicht krank, ich habe aber einen Wunsch auf dem Herzen, den ich nicht auszusprechen wage. Bester lieber Vater, wenn Du ihn auch gewähren würdest, so

weiß ich doch nicht, ob ich Mamas Zustimmung erlangen könnte."

Ganz wider Erwarten antwortete Herr Berken: „Nun, wenn Du so bestimmt weißt, daß ich meine Zustimmung gebe, so will ich mit der Mama auch schon fertig werden. Ich habe Elisabeth sehr lieb gewonnen und auf die war es doch wohl abgesehen?"

„Vater, mein Herzensvater", jubelte Felix, „wie soll ich Dir danken? Habe tausend Dank, sprich mit der Mama, dann machst Du mich zum glücklichsten der Menschen."

Herr Berken reiste nach New-York zurück und ließ eine lange Zeit auf Nachrichten warten. Felix war in größter Spannung. Der Vater mochte es wohl nicht so ganz leicht zu Hause haben. Da endlich kam ein Brief mit der frohen Nachricht, „daß auch die Mama in die Heirath mit Elisabeth willige." Der Vater schrieb: „Sie wird versuchen, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen."

Im Herbst desselben Jahres wurden zwei Hochzeiten in der Villa Berken gefeiert und selbst Mrs. Berken konnte bei dem Glück ihrer Kinder nicht unempfindlich bleiben. Diese thaten alles, um ihre Liebe zu gewinnen und sie aufzuheitern. Sie mußte sich auch gestehen, daß sie zu all dem

Unheil den Grund gelegt hatte, als sie selbst einen deutschen Mann heirathete.

Zwei Tage nach der Hochzeit reiste Felix mit seiner jungen Frau zurück nach Deutschland, in das Land der Liebe und Treue.

Eifersuchts-Tropfen.

Brief des Fräulein Else Wangerow an ihren Bräutigam, Lieutenant Kurt von Wehringen.

Mein lieber, einziger Kurt!

Heute habe ich Dir eine Mittheilung zu machen, die für Mama zwar sehr betrübend, für uns ferner Stehende aber recht vortheilhaft ist. Mein reicher Onkel Ferdinand, der Fabrikbesitzer, ist gestorben. Sei mir nicht böse, daß ich nicht mein Haupt in Sack und Asche hülle, sieh' mal, ich kannte den Onkel kaum, habe ihn nur einmal als kleines Kind gesehen und schließlich muß doch jeder Mensch einmal sterben. — Da er Wittwer und kinderlos war, hat er sein ganzes Vermögen Arthur und mir vermacht. Auf jeden von uns fallen baare zweimalhundert Tausend Mark, so daß wir nun mit dem schrecklichen Vermögens-Nachweis gar keine Schwierigkeiten mehr haben werden. — Ach, wie ich mich freue, Du glaubst es garnicht, mein Lieber, Einziger! — Mama gegenüber — Du kennst sie ja — darf ich natürlich von meiner Freude nichts merken lassen, aber Dich habe ich jetzt noch einmal so lieb! Nun können wir doch ohne Sorge in die Zukunft schauen.

Arthur ist wegen der Fabrik sofort nach Grünwalde gefahren. Sie soll sehr gut gehen und er will sie weiter führen. Du weißt ja, was Arthur anfaßt, das gelingt auch, einen solchen Bruder giebt es sobald nicht wieder. Für heute, mein geliebter Schatz, lebe wohl, wir haben eine Schneiderin hier und da giebt es viel zu thun. Wie werde ich Dir nur ganz in Schwarz gefallen? Es küßt Dich in Gedanken

Dein treues Bräutchen
Else.

P. S. Wenn Du an Mama schreibst, um zu condoliren, so erwähne nur nichts wegen der Erbschaft, sie wäre außer sich!

Brief des Lieutenants Kurt von Wehringen an seine Braut Else Wangerow.

Berlin, den 5. II. 95.

Mein Herzblättchen!

Das war doch einmal eine Glücksnachricht, ich muß Dir gestehen, daß ich gleich eine Flasche Sect getrunken habe. 200 Tausend Mark, nun sind wir ja reiche Leute, dazu noch die Fabrik, na weißt Du Schatzel, das hätte ich mir garnicht träumen lassen. Nun wird doch Mama Nichts mehr gegen die Veröffentlichung unserer Verlobung einzuwenden haben und vor Allem auch Nichts gegen unsere baldige Heirath. — Wir sind nun bereits 4 volle

Monate verlobt und Du wirst im Mai 19 Jahr. Ich habe deshalb an Mama geschrieben und hoffe, daß sie nachgeben wird. Unsere Verlobungsringe lagen bisher ganz traurig in meinem Schreibtischschub, als ich aber heute öffnete, fiel ein heller Sonnenstrahl darauf und sie glänzten in verheißungsvollem Licht. Ich sehe das als ein Zeichen des Himmels an und bitte Dich, Mama gut zuzureden, damit sie endlich die Waffen streckt und sich für besiegt erklärt. Wenn Dein Papa lebte, ich bin überzeugt, er würde sagen: „Kinder heirathet, was soll das Warten! — Gegen mich hat ja Mama im Grunde Nichts einzuwenden und alt genug bin ich auch. Im Juli werde ich bereits 27. — Komme mir manchmal schon recht alt vor. Da der Kaiser nächstens die Leistungen der Turnschule besichtigen will, werden wir jetzt tüchtig herangenommen. 2 Kameraden haben sich bereits die Beine gebrochen und einer den Arm. Daher der Name „Knochenmühle"! — Meine Nachmittage verbringe ich meist auf der Eisbahn im Thiergarten, wo man immer Bekannte trifft. Es ist dort täglich Concert. Ach wenn ich doch mit Dir zusammen so über die glatte Fläche schweben könnte! — Schreibe gleich, was Mama gesagt hat. Es erwartet mit Ungeduld Deine Antwort

Dein Dich innig liebender
Kurt.

Brief des Fräulein Else Wangerow an ihren Bräutigam, Lieutenant Kurt von Wehringen.

Gut Bergedorf, den 10. II. 95.

Geliebter Kurt!

Mamas Antwort wirst Du wohl erhalten haben und daraus ersehen, daß gegen ihren Willen Nichts zu machen ist. Papa soll kurz vor seinem Tode geäußert haben, daß ich sehr schwächlich wäre und erst heirathen dürfe, wenn ich majorenn bin. Ich und schwächlich — na Papa konnte vor 6 Jahren ja nicht wissen, was aus mir werden würde. — Mama selbst hat erst mit 25 Jahren geheirathet. Sie sagt, ihre Eltern hätten es nicht früher erlaubt. Ich bin ganz traurig und Du verzeihst mir, wenn ich in meiner heutigen Stimmung nicht viel schreibe. Mama sagt, Du wärst auch noch zu jung, müßtest erst Premier-Lieutenant sein. Nun — das wirst Du ja wohl bald. Arthur ist noch immer in Grünwalde, er schreibt, daß da noch Manches zu regeln wäre und er müsse dort bleiben, bis der neue Fabrik-Director eintrifft, den er engagirt hat. Stecke Dich doch hinter Arthur, lieber Kurt. Auf ihn hört Mama noch am meisten.

Es küßt Dich

Deine traurige Else.

Brief des Lieutenants Kurt von Wehringen an seine Braut Else Wangerow.

Berlin, den 12. II. 95.

Liebes Elschen!

Deinen und Mamas Brief erhalten. Nun da müssen wir eben noch $2^1/_2$ Jahr warten. Wer weiß, wozu es gut ist! Was den Premier-Lieutenant betrifft, so hat das wohl noch über ein Jahr Zeit. Du kennst doch gewiß die einzige Todesart, an der noch kein Offizier gestorben ist? — An dem Schrecken über ein zu plötzliches Avancement! — Dahingegen hat mir der Major von Wettinghof heute geschrieben, daß ich nach Rückkehr von der Turnschule sein Adjutant werden soll. Ich sehe mich in Folge dessen schon immer gelegentlich nach einem Pferde um. Auf der Eisbahn lernte ich eine Baronesse von Kattern kennen. Ich sage Dir Elschen, eine so blendende Schönheit giebt es auf der ganzen Welt nicht mehr. Sie ist Waise und sehr reich. Du erlaubst doch, daß ich manchmal mit ihr laufe. Sie hat mich neulich sehr gebeten, sie vor den Aufdringlichkeiten eines anderen Herrn zu schützen, der allerdings mein Geschmack auch nicht wäre. Er hat auf einem Balle einmal mit ihr getanzt und weiß jedenfalls, daß sie reich ist. Nun möchte er sie zur Aufbesserung seiner Verhältnisse heirathen. So kommt es mir wenigstens vor.

Da sie ebenso wie ich passionirt Schlittschuh läuft, haben wir uns allmählich mit einander angefreundet und meine Kameraden beneiden mich nicht wenig um die schöne Partnerin. Doch genug davon. Weißt Du Elschen, da wir doch noch über 2 Jahre warten müssen, so schlage ich Dir vor, daß wir uns in der ewig langen Zeit nur alle Wochen einmal schreiben. Bist Du einverstanden?

Es küßt Dich

Dein Kurt.

Brief Else Wangerow's
an Lieutenant Kurt von Wehringen.

Gut Bergedorf, den 15. II. 95.

Lieber Kurt!

Verzeihe, daß ich Dir schon jetzt schreibe, ich meine, ehe die von Dir gewünschten acht Tage abgelaufen sind. Wenn ich Baronesse von Kattern wäre, so hättest Du mir einen solchen Vorschlag jedenfalls nicht gemacht. Ach, ich bin sehr unglücklich — aber das wird Dich wenig interessiren. Ich schreibe diese Zeilen im Bett, da ich sehr elend und krank bin. Mama will zu unserm Hausarzt schicken, aber was kann der mir nützen? —

Deine beklagenswerthe Else.

Brief des Lieutenants Kurt von Wehringen an Else Wangerow.

Berlin, den 20. II. 95.

Liebe Else! Ich begreife nicht, weshalb Du Dich über eine ganz harmlose Bekanntschaft so sehr alterirst. Ich darf ja Niemanden sagen, daß ich verlobt bin! Ja dürfte ich das, so ständen die Sachen anders. Ich bin überzeugt, Fräulein von Kattern zöge sich sehr schnell von mir zurück. Doch nein, für so egoistisch halte ich sie nicht, ich thue ihr Unrecht. Jede andere würde so handeln, sie aber nicht. Aber mache nur keine Geschichten, Kind, und werde wieder gesund. Läufst Du denn nicht auch Schlittschuh? — Doch ich vergesse ganz, daß Du ja in Bergedorf sitzt, wo jedenfalls ein halb Meter dicker Schnee auf jeder Eisfläche liegt. Du solltest nur sehen, wie die Damen frisch und gesund aussehen nach dem Schlittschuh-Laufen. Fräulein von Kattern strahlt immer förmlich. Wenn Du sie sehen könntest, Elschen, Du müßtest sie lieb gewinnen. Sei also nicht böse

Deinem treuen Kurt.

Brief von Arthur Wangerow an Lieutenant Kurt von Wehringen.

Lieber Herr Schwager in spe!

Muß Ihnen leider die Mittheilung machen, daß Elschen ernstlich krank ist. Ich weiß nicht, was

das Mädel hat. Unser alter Hausarzt nahm mich bei Seite und fragte, ob Else vielleicht einen heimlichen Kummer habe oder dergleichen. Ich gestand ihm darauf, daß sie mit Ihnen verlobt sei. Nun sagte er, da müsse irgend etwas nicht richtig sein, aber ich verstand ihn nicht und Else verweigert uns jede Auskunft. Ich wende mich daher an Sie, geehrter Herr Schwager, mit der Bitte, mir offen zu sagen, ob irgend etwas zwischen Ihnen und meinem Schwesterchen vorgefallen ist. Der Arzt rieth sehr dazu, daß Sie bald heirathen und da ich auch der Ansicht bin, so ungern ich die Gesellschaft meiner lieben Else entbehre, so sind wir Beide in Mama gedrungen und haben nach einiger Gegenwehr die Festung genommen. Mama willigt also ein und will die Hochzeit, wenn es Ihnen so recht ist, auf den 25. Mai, Elschen's Geburtstag, festsetzen. Ich bitte Sie daher in Mama's Namen, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen und wenn irgend möglich, wenn auch nur auf einige Tage, zu uns zu kommen. Mit herzlichen Grüßen Ihr treu ergebener Schwager

Arthur Wangerow.

Kurt von Wehringen an Arthur Wangerow.

Mein lieber Schwager!

Vielen Dank zunächst für ihre freundlichen Zeilen. Ich bin untröstlich darüber, daß Elschen

krank ist. Mit dem 25. Mai bin ich sehr einverstanden. Bis dahin kann von meiner Seite Alles bequem geregelt sein. Ich spreche noch mit Ihnen darüber. Erwarten Sie mich, bitte am nächsten Sonnabend 6 Uhr 20 Minuten auf dem Bahnhof Wunderhausen. Ich habe 3 Tage Urlaub. Vorgefallen ist zwischen uns Nichts. Ich schreibe noch heute an Elschen. Grüßen Sie sie vorläufig sehr und befehlen Sie ihr, bis Sonnabend gesund zu sein. Sie sollen sehen, das hilft! Auf baldiges Wiedersehen also.

Es grüßt Sie herzlich

Ihr Schwager Kurt.

* * *

Herr von Wehringen hatte recht. Fräulein Else Wangerow war am Sonnabend wieder gesund. Arthur machte zur Feier der „öffentlichen" Verlobung am Sonntag eine keine Bowle und als das Brautpaar nach dem Essen gemeinschaftlich in bester Laune die Namen der Hochzeitsgäste aufnotirte, gestand Herr von Wehringen seiner kleinen Braut, daß er ein Fräulein von Kattern nie gesehen und noch weniger kennen gelernt habe, daß er aber ganz überrascht sei von der außerordentlichen Wirkung seiner „Eifersuchtstropfen", zu denen ihm ein intimer Freund das Recept gegeben habe. Da sich bei

dieser Offenbarung der Mund seines Bräutchens zu einem bedenklichen Schmollen verzog, so hatte Herr von Wehringen nichts Eiligeres zu thun, als durch einen Kuß ihre gekräuselten Lippen wieder zu glätten und ihr durch noch viele darauf folgende das Wort für längere Zeit gänzlich abzuschneiden.

Maria von Mantua.

(Aus dem Engliſchen.)

Das edle Haus der Gonzaga — sagt ein italienischer Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts — hatte seinen früheren Glanz verloren und die alte Kraft und Weisheit seiner Vorfahren vergessend, gab es sich dem Luxus und der Unmäßigkeit hin.

Drei Brüder waren einander auf dem herzoglichen Thron von Mantua und Montferrat gefolgt, Francesco, Ferdinando und Vincenzo, aber keiner von ihnen hatte sich darin ausgezeichnet, das Ansehen ihrer hinfälligen Linie wieder herzustellen.

Dem ersten dieser drei Brüder, Francesco, hatte seine von ihm vernachlässigte Gemahlin eine Tochter hinterlassen, welche noch im Kindesalter war, als ihr Vater plötzlich starb.

Während nun das Herzogthum Mantua nach unzweifelhaftem Recht dem nächstältesten Bruder des verstorbenen Fürsten zufiel, gehörte das Herzogthum Montferrat gesetzlich dem noch unmündigen Kinde Maria von Mantua.

Jedoch Ferdinando bemächtigte sich auch dieses Gebietes und hielt Maria gewaltsam fern vom

Hofe und solchen Personen, welche sie von ihren Rechten hätten in Kenntniß setzen können. Unter der Vormundschaft ihres Onkels wuchs sie in einem Kloster an Reiz und Tugend zunehmend heran. Endlich im Jahre 1626 führten die Folgen des Lasters Ferdinando kinderlos in's Grab, und der letzte männliche Erbe, Vincenzo, schmückte sein Haupt mit der Herzogskrone. Kaum hatte er von seiner Herrschaft Besitz ergriffen, als Maria den Befehl erhielt, vor ihm zu erscheinen.

Das Kloster, in dem sie sich aufhielt, lag einige Meilen von der Residenz Mantua entfernt. Kein Putz, kein Aufwand unterschied die Prinzessin von den Nonnen. Es war nur ein größerer Grad von Freiheit und die Übungen in der Musik und Malerei, welche ihr einige Abwechselung in dem einsamen klösterlichen Leben gewährten. Zu ihrer Bedienung war ihr eine Zofe und ein Stallknecht bewilligt; sie hatte auch ein Gefährt von Maulthieren, um die frische Luft außerhalb des Klosters genießen zu können.

Maria kannte nicht die Zerstreuungen und Freuden der großen Welt und strebte nicht darnach, ihr ruhiges Leben inmitten eines Meeres von Unruhen, dessen Wogen sie selbst in ihrer stillen Einsamkeit brausen hörte, zu ändern.

Der Tag neigte sich bereits, als sie den Befehl ihres Onkels Vincenzo, vor ihm zu erscheinen,

erhielt und ihr Herz schlug schneller, denn innerhalb der Klostermauern war manche dunkle Geschichte von den Verbrechen und Lastern des Vincenzo von Gonzaga, dem verehelichten Cardinal, erzählt worden.

Es war ein wunderschöner Herbstabend, mit goldumrandeten Wolken und üppigem Grün. Trauben rankten von Baum zu Baum und harrten des Gärtners, der sie pflücken sollte. Maria stand im Garten und erwartete den Wagen. Weit ausgedehnt lag das schöne Herzogthum vor ihr und sie erblickte in sonnigem Purpurlicht Wälder und Ströme.

Hie und da erhoben sich Schlösser altadliger Geschlechter oder die Thürme von Dörfern, welche aus dem Thale hervorragten. Der Gesang der Weingärtner durchhallte die Luft, und der Anblick der Gruppen von Arbeitern, beladenen Karren und rasch angetriebenen Fuhrwerken verliehen der Landschaft ein ebenso lebendiges, wie heiteres Gepräge.

Maria selbst war in dieser schönen Umrahmung ein Gegenstand, welcher eine außergewöhnliche Beachtung verdiente. In jungfräulicher Lieblichkeit, mit einem Ausdruck nicht gerade der Melancholie, aber einer ruhigen Schwermuth, welche sich ihr durch ihre Lage und ihr einförmiges Leben mitgetheilt hatte, stand sie an der Mauer des Klostergartens, halb gegen ein hohes, gothisches Kreuz

gelehnt, das sich vor der kaum 2 Fuß hohen Mauer erhob. In dem weißen Kleide, welches sie trug, hob sich ihre anmuthige Erscheinung lieblich ab von dem grauen Gestein und dem Epheu, welcher das alte Kreuz umrankte. Als sie so stand und gedankenvoll hinausblickte, hörte sie plötzlich in nächster Nähe eine leise Stimme „Signora" rufen. Maria erschrak und blickte ängstlich um sich, aber dieselbe Stimme sprach in weichem Tone: „Signora, erschrecken Sie nicht, ich bin ein Freund, der Sie warnen will in einer Angelegenheit, die Ihre Sicherheit betrifft." In demselben Augenblick trat hinter einer kleinen Kapelle, welche an die Klostermauer gelehnt war, mit leichtem Schritt ein Fremdling hervor, behutsam, als ob er fürchtete, durch sein Erscheinen oder eine zu plötzliche Bewegung das schöne Mädchen zu verscheuchen. Die Mauer war allerdings noch zwischen ihnen, aber dennoch trat Maria von Mantua zurück und warf einen scheuen, hülfesuchenden Blick nach dem Kloster. Die Leute aber, welche die Kutsche besorgten, waren zu weit, und der Fremdling hatte einen so vertrauenerweckenden, offenen Blick, einen so edlen Anstand und Freimuth, daß jede Furcht von ihr wich.

Er war in der Blüthe des Mannesalters und in seinem heiteren Auge erkannte man eine freie, edle Seele. Es war Maria, als hätte sie diesen

Mann schon früher einmal gesehen, doch seine Gesichtsfarbe war nicht italienisch und sie würde ihn für einen Ausländer gehalten haben, wenn er nicht die Sprache ihrer Heimath ohne den geringsten fremden Accent gesprochen hätte. Obgleich Maria noch immer ein wenig beunruhigt war, wagte sie doch zu fragen, was er wünsche. „Fürchten Sie nichts, edle Signora!“ antwortete er mit sanfter Stimme, „ich komme, um Sie vor einer Gefahr zu warnen, nicht um Sie in eine solche zu bringen. Nähern Sie sich ein wenig, denn ich muß leise sprechen und darf von Niemandem, außer von Ihnen, gesehen werden.“

Mit klopfendem Herzen trat sie einen Schritt näher an die kleine Kapelle heran, hinter der er stand, und blickte ihn an wie ein scheues Reh, dem man Futter aus der Hand geben will.

„Hören Sie“, sagte er, „hören Sie, Maria von Mantua, denn was ich Ihnen zu sagen habe, ist für Sie sehr wichtig, und ich habe nur wenig Zeit, um es Ihnen mitzutheilen. Ihre Hand ist ein Preis, um welchen sich jetzt drei Fürsten bewerben. Zunächst Ihr Onkel Vincenzo, der Herzog von Mantua!“

„Der Herr wolle es verhüten“, rief Maria im Tone höchster Angst.

„Der zweite ist jemand, den Sie ebenfalls kennen: Ferrand, Prinz von Guastala!“

„Ich habe ihn nur einmal gesehen", rief Maria mit erschrockenem Blick, „aber sein düster lauerndes Antlitz lebt noch in meiner Erinnerung, und ich habe Scheußlichkeiten genug von ihm gehört, um den Boden, der ihn trägt, zu hassen."

Der Fremde machte keine Bemerkung, sondern fuhr fort: „Der Dritte endlich ist Charles, Herzog von Rhetel!" —

„Ein Fremdling und der Sohn eines Verwandten meines Vaters", sagte Maria in ruhigerem Ton. Der Fremde lächelte und schien sehr befriedigt.

„Dies sind drei Prinzen", sagte er, „aber was würden Sie sagen, Signora, wenn ein einfacher Edelmann von berühmter Abstammung es wagen wollte, auch in die Reihe der Bewerber um diese schöne Hand einzutreten?"

„Es wäre ein kühner Mann", antwortete Maria mit tiefem Erröthen.

„Gott sei es gedankt, das ist er", erwiderte der Fremdling, „aber zurück zu meiner drängenden Aufgabe, denn ich sehe schon den Wagen in Bereitschaft. Der Prinz von Guastala ist augenblicklich in dem Gebiete von Mantua. Er weiß, daß Sie heute Nacht in die Hauptstadt kommen. Wenn Sie den gewöhnlichen Weg nehmen, werden Sie in seine Hände fallen und nichts als ein Wunder kann Sie aus seiner Gewalt befreien.

Wenn Sie daher an den Weingarten von Revotti kommen, welcher dem Schlosse des Frederic di Sasso gegenüber liegt, so befehlen Sie dem Kutscher, von der Landstraße nach rechts abzubiegen und diesen etwas weiteren Weg zur Stadt einzuschlagen Hilfe wird zwar in der Nähe sein, aber es wäre besser, weit besser, dem Übel aus dem Wege zu gehen, als ihm zu begegnen." —

„O viel, viel besser", wiederholte Maria, „aber, lieber Herr, wenn Ihr Macht besitzet und es nothwendig werden sollte, so schützet mich vor diesem furchtbaren Manne!" —

„Ich werde nicht fern von Ihnen sein, Schönste und Edelste", erwiderte der Fremdling, „aber ich sagte bereits, daß ich keine Macht in diesem Lande habe. Was diese Hand thun kann, soll zu Ihrer Vertheidigung geschehen und sollte es nöthig werden, den letzten Tropfen meines Herzblutes für Sie zu vergießen. Sollten Sie aber durch einen Glückszufall der Gefahr entgehen, so soll ein Kuß auf diese schöne Hand mein Lohn werden, darf es so sein?"

„O, Ihr könntet Besseres von mir beanspruchen als dies", bemerkte Maria eifrig.

„Nun dann also einen Kuß auf diese schönen Lippen, — doch nun besinnt Euch, Signora, wie Ihr Eurem Onkel begegnen wollt. Wenn er, wovon ich überzeugt bin, beabsichtigt, seines Bruders

Kind zum Weibe zu nehmen, so seid klug und treibt nicht sein leidenschaftliches Wesen zur Wuth. Er ist noch im Besitz eines Weibes, aber die schmiegsame Kirche will ihm dazu verhelfen, das ihm längst lästige Band zu lösen. Seid vorsichtig und vor allem zeigt keinen Widerwillen gegen ihn. Sagt ihm, daß Ihr seine Werbung nicht erhören könnt, so lange er noch Priester und Ehemann ist — aber horch, sie suchen Euch. Veranlaßt eine kurze Verzögerung, damit ich zuerst auf dem Ort der Gefahr anlange. Morgen zu dieser Stunde, wenn Ihr zurückgekehrt seid, werde ich Euch hier erwarten!"

Der Fremdling entfernte sich rasch und in wenigen Minuten erschien auch ein Diener, um zu melden, daß die Kutsche bereit sei. Den Winken des Fremdlings folgte Maria mit dem Vertrauen der unschuldigen Jugend. Sie verzögerte die Abfahrt um einige Minuten und befahl dem Kutscher, den Weg zu nehmen, der ihr angegeben war. Der Italiener blickte sie mit mürrischer Miene an und schien die Absicht zu haben, den Befehlen seiner Herrin zu gehorchen, als aber der Wagen an den Weinbergen von Revotti angelangt war, schlug er dennoch den Weg ein, den er vermeiden sollte. Maria von Mantua ließ den Wagen halten und indem sie sich bemühte, ihrer sanften Stimme den Ton der Unzufriedenheit

zu geben, fragte sie ihn, wie er es wagen könnte, ungehorsam gegen sie zu sein. Der Mann entschuldigte sich verdrießlich, indem er darauf hinwies, daß dies doch die beste Straße sei, und er wäre gewiß dennoch weiter gefahren, wenn nicht ihr alter Diener dagegen protestirt hätte. Während die beiden Männer noch heftige Worte mit einander wechselten, hörte man den Laut von Pferdegetrappel immer näher kommen. Dies war es, was der Kutscher zu erwarten schien, und Maria sah mit Angst und Schrecken einen Trupp von 10 bis 12 berittenen Leuten auf der Landstraße herannahen. Jedoch als sie näher kamen, erschienen andere Gestalten zwischen ihr und jenen Reitern auf der Straße. Hinter Bäumen und Weingärten erhob sich eine kleine Schaar zu Fuß und zu Pferde und an ihrer Spitze, sein feuriges Roß mit Kraft und Leichtigkeit lenkend, er, den sie vor einer Stunde im Klostergarten gesehen hatte. Er sah nicht auf sie, aber indem er sich mit seinen Leuten auf die Landstraße stellte, bildete er eine Barriere zwischen ihr und den herannahenden Reitern. Der Kutscher hielt immer noch mit dem Wagen, obgleich Maria ihm mehrfach befahl, umzuwenden, und sie sah, wie sich Schwerter kreuzten und hörte Pistolen abfeuern, bis endlich zwei Reiter die Straße zu ihrem Wagen zurückeilten. Sie konnte nicht beurtheilen, auf welcher Seite der Vortheil

lag, jedoch der Kutscher schien es zu übersehen, da er plötzlich den Weg einschlug, der ihm anbefohlen war und schnell davonfuhr. Maria verfiel in neue Unruhe, als sie sich dem Schlosse ihres Onkels Vincenzo näherte und sich Ziehbrücke auf Ziehbrücke hinter ihrem Wagen schloß. Sie bat den Himmel um Kraft und Beistand, um sich durch Klugheit vor den etwaigen Liebesanträgen ihres Onkels zu schützen. Sie hatte den Herzog mehrere Jahre hindurch nicht gesehen und malte sich sein Bild in ihrer Fantasie nach den bösen Gerüchten, die über ihn cursirten. Sie wurde lange Marmortreppen heraufgeführt und dann in ein Zimmer, in welchem sie sich erinnerte, als Kind oftmals gespielt zu haben.

Der Eingangsthür gegenüber saß ein Mann, dessen äußere Erscheinung ihn als den Herzog erkennen ließ. Dennoch widersprach dieser Mann in jeder Weise dem Bilde, das sich Maria in ihrer Fantasie von ihm geschaffen hatte. Groß und schön, wenn auch kränklich und alternd, war seine äußere Erscheinung viel einnehmender, als Maria es erwartete. Trotzdem lag etwas in dem Ausdruck seines Gesichtes und in dem scharfen, prüfenden Blick, mit dem er sie betrachtete, das ein unbestimmtes, banges Gefühl in ihr hervorrief. Der Herzog erhob sich und ging ihr entgegen, aber das Blut wallte ihr heiß in den Adern, als er

ihre Hand ergriff und ihre Wange küßte. Sie gedachte der empfangenen Warnung und dessen, der sie ihr gegeben hatte. Der Herzog zögerte nicht lange, von dem Thema zu sprechen, welches sie am meisten fürchtete, aber er bewegte sich nicht in Ausdrücken, welche ihr hätten peinlich sein können. Er sprach von der Verbindung mit ihr, als von einer Nothwendigkeit des Hoflebens und behandelte diese Angelegenheit so, als ob die Heirath eine Wohlthat für den Staat sein müsse. Er erwähnte, daß Fürsten die Sklaven ihrer Pflicht wären, und daß er überzeugt sei, sie würde sich diesen Pflichten nicht entziehen, obgleich es für ein so junges, schönes Mädchen wie sie allerdings peinlich sein müßte, sich mit einem alten, hinfälligen Manne zu verbinden.

Ihr unbekannter Freund hatte ihr so gut gerathen, daß Maria seiner Weisung auch jetzt folgte. Sie zeigte keinen Widerstand und beantwortete seine Fragen mit sanftem Erröthen. Der Herzog schien befriedigt; vielleicht war dies sogar mehr, als er erwartet hatte, denn er erwiderte in leichtem Ton, daß seine Ehescheidung bald erfolgen könne. Nur eins bat Maria ihr zu bewilligen, nämlich, daß sie am nächsten Morgen wieder in ihr Kloster zurückkehren dürfe. Der Herzog willigte ein. Während er sprach, wurde der alte Diener, der sie begleitet hatte, von einem Pagen herein-

geführt und berichtete dem Herzog nach einer tiefen Verbeugung das Abenteuer, welches sie unterwegs erlebt hatten, indem er bitter über den Verrath des Kutschers klagte. Der Herzog befahl seinen Secretair zu rufen und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Als er bald darauf Maria in den Saal führte, in welchem die Abendtafel sie erwartete, hörte man durch das geöffnete Fenster den Knall eines Schusses und einen durchdringenden Schrei. Das Antlitz des Herzogs veränderte sich nicht, während er artig mit ihr sprach, aber Maria wurde todtenblaß und am andern Morgen fuhr ein anderer Kutscher sie in das Kloster zurück.

Es war Nachmittag, als sie dort anlangte und die Nonnen umringten sie wie eine Schaar Bienen. Sie waren alle begierig, Neuigkeiten von außerhalb zu erfahren und Maria mußte ihnen alles erzählen, was sie erlebt hatte. Nur ihre Begegnung mit dem Fremdling verschwieg sie. Zu derselben Abendstunde wie am gestrigen Tage stand sie an dem steinernen Kreuz im Klostergarten und bald war der Fremde neben ihr. Sie dankte ihm wiederholt herzlich für ihre Errettung und blickte voll Zärtlichkeit in das schöne glühende Antlitz, welches mit Bewunderung an ihrem Auge hing. „Habe ich meine Belohnung verdient?" fragte er. Maria schwieg und schlug erröthend die Augen nieder. Der Fremde beugte sich über

sie und mit der Zärtlichkeit der Liebe, welche durch Achtung gezügelt wird, drückte er seinen Mund auf ihre vollen, schönen Lippen. „Maria", sagte er, „ich muß Dich gewinnen oder ich sterbe. Noch drei Tage werde ich hier an der Kapelle erscheinen, in der süßen Hoffnung, Dich zu sehen, dann aber führt mein Weg mich weit von Dir. Mein Geist wird Dich schützend umschweben, und ich verspreche, ich schwöre Dir, genau in drei Monaten stehe ich wieder vor Dir, um Dich als meine Braut heimzuführen."

Es mag viele in Maria's Lage und Stellung geben, welche es für eine große Kühnheit von einem fremden Manne in untergeordneter Stellung gehalten hätten, so zu sprechen, als wenn er ihr ebenbürtig und wie ein Prinz berechtigt sei, um sie zu werben. Maria aber dachte nicht so. Gefühle, die sie früher nie gekannt hatte, ergriffen Besitz in ihrem Herzen und obwohl dieselben sie gleichzeitig mit Besorgniß erfüllten, so waren sie doch so süß, daß sie nichts thun wollte, um solche Empfindungen zu bannen. Die Sehnsucht der Liebe führte sie noch drei Abende hier zusammen und sie verlebten seelige Stunden mit einander. Am dritten Tage aber nahm er schmerzerfüllt Abschied und nun erst fühlte Maria, wie öde und einsam ihr Leben sei. Die Stunden schleppten sich langsam hin und die Tage vergingen in Angst

und Sorge. Jedes Gerücht, welches sie von den Ereignissen in Rom, betreffend die Scheidung ihres Onkels vernahm, machte ihr Herz krank. Vincenzo selbst schien die Sache nur schwach zu betreiben — doch eines Tages erreichte sie dennoch die schreckliche Nachricht, daß er frei sei. Dann hörte sie wieder, der Herzog sei krank, krank zum Sterben und es entstand das Gerücht, daß Guastala sich in Kriegsbereitschaft halte, um bei etwaigem plötzlichen Tode des Herzogs Vincenzo Besitz von Mantua zu ergreifen. Man sprach auch davon, daß Frankreich das Herzogthum für das Haus Nevers als die nächsten Verwandten des Hauses Gonzaga beanspruchen werde. Dann kamen Nachrichten, daß Vincenzo Verhandlungen mit Rom wegen der Thronfolge angeknüpft habe, und so verging Woche um Woche, bis endlich drei Monate verstrichen waren.

Obgleich die Luft winterlich war, eilte Maria doch hinaus in den Klostergarten. Sie stand wieder wie damals an dem alten Kreuz, aber die Sonne ging unter und niemand war weit und breit zu sehen. Mit traurigem Herzen kehrte sie in das Kloster zurück, da erscholl die Klosterglocke und ein Bote brachte Maria den schriftlichen Befehl, augenblicklich in einem Wagen des Herzogs nach Mantua zu eilen, um die letzten Anordnungen ihres sterbenden Onkels zu hören.

Jetzt umgab sie der Pomp. Die herzogliche Equipage war von einer berittenen Wache begleitet, und eine Dame des Hofes forderte Maria auf, neben ihr in dem Wagen Platz zu nehmen. Maria fühlte, daß die Scene, welche sie durchleben sollte, recht peinlich für sie sein würde, aber es lag ein viel größerer Druck auf ihrem Herzen, als die Furcht, vor dem Sterbebette ihres Onkels zu erscheinen. Sie befürchtete, daß die Zukunft nach dem Tode ihres Onkels den stillen Wunsch ihres Herzens unerfüllt lassen würde und mit banger Ahnung bestieg sie den Wagen. Die Nacht war schwarz und stürmisch und während der ersten halben Stunde wurde kein Wort zwischen ihr und ihrer Begleiterin gewechselt. Endlich sagte die Hofdame: „Mir ist aufgetragen worden, Eure Hoheit darüber aufzuklären, daß es nöthig sein wird, Ihre Seele auf einen Wechsel in Ihrer Lage vorzubereiten. Der Herzog Vincenzo steht, wie Sie wissen, am Rande des Grabes und der Herzog von Nevers ist der nächste Erbe der Krone von Mantua. Da es aber durchaus erforderlich ist, daß alle Ansprüche an Mantua und Montferrat sich in einer Hand vereinigen, so ist beschlossen worden, daß Eure Hoheit dem Sohne des Fürsten von Nevers, dem Herzoge von Rhetel, die Hand reichen. Der junge Herzog hält sich jetzt in Mantua auf und da die Heirath noch vor dem

Tode des Herzogs stattfinden soll, so hat derselbe bestimmt, daß die Trauung trotz seiner tödtlichen Krankheit in seinem Beisein noch in dieser Nacht vollzogen wird."

Es wurde Maria schwer, sich aufrecht zu halten, denn Todesangst und Schrecken brachten sie einer Ohnmacht nahe. Der furchtbare Gedanke, in wenigen Stunden gerufen und einem Manne angetraut zu werden, den sie nie zuvor gesehen hatte, während ihr Herz so ganz einem Anderen gehörte, drohte sie zu überwältigen. Der Muth und die Entschlossenheit ihres Geschlechtes siegte jedoch über ihre Schwäche und sie erklärte der Hofdame feierlich, daß sie durch nichts bewogen werden könne, ihre Hand in so unschicklicher Eile einem fremden Manne zu reichen. Ihre Begleiterin hörte dies mit der eisigen Kälte an, die viel entmuthigender ist, als offener Widerstand und sagte nur: „Ich fürchte, daß man Eure Hoheit zwingen wird, den Anordnungen des Herzogs zu gehorchen!"

Maria nahm nunmehr ihre Zuflucht zum Schweigen, und obgleich ihr Herz schwer und traurig war, so blieb sie dennoch fest und sagte sich, daß sie lieber sterben, als sich zu einem ihr verhaßten Ehebündniß zwingen lassen wolle.

Wieder fuhr sie durch die vielen Thore und Ziehbrücken und betrat das Schloß, welches ihr jetzt wie ein großes, dunkles Gefängniß erschien.

Sie dachte an ihn, den sie liebte, und obgleich sich in ihrem Innern leise Stimmen des Vorwurfs gegen ihn erhoben, weil er nicht gekommen war, um sie zu befreien, so fühlte sie doch, daß sie keinem Anderen angehören könne und dürfe.

Der Schloßhof war mit Soldaten gefüllt, Kanonen waren an allen Thoren aufgestellt; kurz alles bezeugte, daß man große Vorbereitungen getroffen habe, um die Ruhe unter dem Volke zu sichern, wenn der Tod des regierenden Herzogs eintreten sollte. Sie sah, daß die Schloßhallen hell erleuchtet waren und schritt, von ihrer Begleiterin geführt, die breite Treppe hinan zu dem ihr bekannten Vorzimmer. Hier nahte sich ein Offizier und meldete Maria, daß der Herzog sie erwarte und kein Augenblick zu verlieren sei. „Geht voraus", sagte Maria zu ihrer Begleiterin, „geht voraus und theilt meinem Onkel den Entschluß mit, der unabänderlich in mir feststeht und den ich Euch vorher mittheilte."

Die Dame schwieg und wandte sich nach der Thür. Hier blickte sie noch einmal zurück, um sich zu überzeugen, daß Maria nicht etwa entfliehen konnte und betrat dann, die Thür weit offen lassend, den anstoßenden Saal. Maria sah nun durch dieselbe ihren Onkel auf einem prachtvollen Ruhebette liegen, mit so bleichem Antlitz, als ob der Tod bereits seinen Sieg über sein Leben voll-

endet hätte. Sie hörte ihn mit scharfer Stimme sagen: „Wenn sie nicht willig ist, so wendet Gewalt an", und dann klang eine andere Stimme zu ihr, die in französischer Sprache sagte: „Laßt mich einen Augenblick mit ihr sprechen, gnädiger Herr!" Einen Moment später erschien durch die Thür ein junger Mann in fürstlichem Schmucke und trat zu Maria heran. Ihr Herz drohte zu zerspringen und ihre Kniee zitterten. Sie streckte die Hände nach ihm aus und halb ohnmächtig sank sie an seine Brust.

„O warum kamst Du nicht, warum kamst Du nicht", rief sie aus.

„Höre Maria", antwortete er, „ich bin hier, um mein Wort einzulösen. Ich bin Dein Vetter Charles von Gonzaga, der Herzog von Rhetel, dem Du Deine Hand reichen sollst. Willst Du mich noch immer zurückweisen?"

Das Blut schoß Maria in's Gesicht, ein seeliges Lächeln sagte ihm mehr, als Worte es zu thun vermochten und wenige Minuten später führte der junge Herzog von Rhetel zu dem Altar, den man in der Halle errichtet hatte, eine zwar noch zitternde, aber dennoch überglückliche Braut.

Erich Peterson, Breslau, Altbüßerstr. 42.

Adalbert von Arnim.

Novellen.

Breslau.
Druck und Verlag von Erich Peterson.
1897.